1895.

A 98 - 00989

kl.0.1539

Friedrich-Ebert-Stiftung
Bonn
Bibliothek

A 98 - 00989

Ка.312

keu 1539.

Die Irrthümer der Socialdemokratie.

Beleuchtet an der Hand von Bebels Buch „Die Frau und der Sozialismus."

Der wirthschaftliche, geistige und sittliche Bankerott des sozialdemokratischen Zukunftsstaats.

Von

Hermann Schöler.

Motto: Die Kulturentwickelung der Völker schießt keine Böcke und macht keine falschen Zirkelschlüsse, sondern sie vollzieht sich nach immanenten Gesetzen.
(August Bebel).

K. OBERBERGAMTS-BIBLIOTHEK HALLE

Linden-Hannover.
Verlag von Adolf Edel.
1895.

K. OBERBERGAMTS-BIBLIOTHEK HALLE

Druck von Hartmann & Co., Hannover.

448772 11517

Vorwort.

Gegen die socialdemokratischen Irrlehren ist seit deren Bestehen schon manches Büchlein geschrieben, und ganz besonders in den letzten Jahren, seit Aufhebung des Socialistengesetzes, ist der Kampf gegen die Socialdemokratie in der literarischen Welt mit intensiver Kraft geführt worden. Die durchschlagendsten Erzeugnisse auf diesem Gebiete sind die Schriften von Eugen Richter, in denen dieser hervorragende Parlamentarier mit zwingender Logik die socialdemokratische Gedankenwelt zerstört. Ein fernerer werthvoller Belag über den Werth der socialdemokratischen Verheißungen ist uns in den Verhandlungen des Reichstags vom 31. Januar, und 3., 4., 6. und 7. Februar 1893 gegeben. Bei einer solchen Fülle von Material sollte man fast der Meinung zuneigen, daß die socialdemokratische Frage erschöpfend behandelt sei, eine Meinung, die auch ich gehegt habe, und durch welche ich mich bisher habe abhalten lassen, zu derselben das Wort zu nehmen. Indes habe ich mich davon überzeugt, daß doch immer noch manche Seite des socialdemokratischen Zukunftsgebäudes nicht hell genug beleuchtet ist. Als ich daher am 9. August dieses Jahres im Freisinnigen Verein zu Hannover einen Vortrag hielt über Bebels Buch: „Die Frau und der Socialismus" und von verschiedenen Freunden ermuntert wurde, meine Gedanken über die socialdemokratischen Zukunfts-Vorstellungen schriftlich niederzulegen, habe ich geglaubt, mich dieser Pflicht nicht länger entziehen zu sollen. So entstand die vorliegende Schrift. Dieselbe ist in genau demselben Gedankengange gehalten, in dem ich mich in dem erwähnten Vortrage an der Hand der Citate aus dem Bebel'schen Buche bewegt habe. Die Anlehnung an Bebels Buch:

„Die Frau und der Socialismus", ergab sich, auch für diese Schrift, aber auch aus dem Grunde, weil, abgesehen von anderen, minderwerthigen, literarischen Erzeugnissen, dieses Werk das einzige ist, in welchem das socialistische Princip konsequent und logisch durchgeführt ist.

Ich habe in der vorliegenden Schrift die Vortragsform beibehalten. Es geschah das aus der Erwägung, daß es nothwendig ist, Fragen des öffentlichen Lebens in möglichst gemeinverständlicher, populärer Sprache zu behandeln, wenn ein Zweck erreicht werden soll. Bei akademischer Besprechung wissenschaftlicher Fragen eignet sich der Schriftsteller zu leicht einen kunstvoll construirten und deshalb schwerer verständlichen Satzbau an. Diesen Fehler hoffe ich vermieden zu haben, indem ich die Vortragsform wählte.

Die vorliegende Schrift erhebt nicht den Anspruch, neue prinzipielle Gründe zu bringen gegen die socialdemokratischen Lehren; ich glaube aber in derselben manches behandelt zu haben, was von der Kritik bisher nicht aufmerksam genug beachtet worden ist.

Möge mein Büchlein das seine zur Versöhnung der Gemüther mit beitragen.

Hannover, im September 1895.

Hermann Schöler.

Meine Herren! Wir leben gegenwärtig noch in den politischen Ferien. Es hat sich die Gewohnheit herausgebildet, der Erörterung öffentlicher, gesetzgeberischer Fragen nur während der parlamentarischen Saison nahe zu treten, und es ist ja auch nur zu billig, daß man sich auch einmal vom heftigen Partei- und Meinungskampf ausruht, und in der sommerlichen Stille Kräfte sammelt zu neuem, muthigem Wirken. Indeß kann dieser Brauch keine Veranlassung für uns sein, die Erörterung der das Wohl des Gemeinwesens berührenden Fragen nun absolut zu vermeiden; und namentlich wir freisinnigen Volksparteiler haben gar keine Veranlassung, selbst während der Sommerzeit, das bekannte Gebot, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei, so unbedingt zu respectiren. Allerdings steht eine besondere, hochbedeutsame politische Frage gegenwärtig nicht auf der Tagesordnung — was freilich nicht ausschließt, daß unsere lieben Mitbürger von der schwarzen Reaction in ihren dunklen Herzen eifrig erwägen, wie und auf welche Weise dem kräftigen Vorwärtsschreiten jeglichen Fortschritts am zweckmäßigsten harte Fesseln angelegt werden, und wer weiß, was die nächsten Monate an Ueberraschungen uns bieten — aber gerade deshalb können wir die Zeit der Muße nach meinem Erachten nicht besser benutzen, als wenn wir uns bemühen, einzudringen in wissenschaftliche Specialfragen, um zu erforschen, aus welchen Quellen wissenschaftlicher Wahrheit unsere Gegner, seien sie von rechts oder von links, die Kraft zu ihrem Wirken schöpfen. Eine solche Unterhaltung ist auch aus dem ferneren Grunde für uns sehr werthvoll, als sie uns von neuem wieder hinführt auf die Sicherheit der Grundlage, von welcher aus wir die Gestaltung unserer Gesetzgebung und unserer vaterländischen Verhältnisse erstreben, und als sie geeignet ist, uns mit neuer Kraft zu erfüllen zum Ausharren im Kampf gegen die mancherlei Verirrungen, Sonderbündeleien, Bosheiten u. s. w., die in unseren politischen Gegnern aller Parteischattirungen verbündet uns gegenüber stehen.

Es giebt in dieser Hinsicht zahlreiche Fragen, die unsere Aufmerksamkeit erfordern, und nicht zum letzten ist es beispielsweise die Handwerkerfrage, die im dringendsten Interesse des irregeführten Handwerkerstandes uns laut auf den Kampfplatz ruft, um an unserem Theile mitzuwirken, daß verhängnißvolle Irrthümer vermieden werden. Indeß bietet die kommende parlamentarische Saison wohl hinreichend Gelegenheit, unsere Stellung gegenüber den protektionistischen und zünftlerischen Bestrebungen in ihrer mannigfachen Gestalt in Wort

und Schrift zum Ausdruck zu bringen. Ich habe daher geglaubt, meine Aufmerksamkeit einmal unseren Gegnern von links zuwenden zu sollen. Mir steht dabei ein äußerer Anlaß zur Seite, nämlich die Thatsache, daß Bebels Buch „Die Frau und der Socialismus", welches für meinen heutigen Vortrag die Unterlage abgeben soll, in diesem Jahre seine 25. Auflage erlebt hat.

Das ist auch ein Jubiläum, wichtiger wie manches andere, welches in diesen Tagen gefeiert wird, wichtiger, weil es eine deutliche und klare Beglaubigung des ungeheuren Fortschritts ist, welchen die socialistische Idee in Deutschland genommen hat.

Meine Herren! Um indeß keine falsche Vorstellung aufkommen zu lassen über die Beurtheilung, die ich der socialdemokratischen Propaganda entgegenwende, will ich jetzt gleich erklären, daß ich gar nicht daran denke mit der Möglichkeit zu rechnen, daß zu irgend einer Zeit der Socialismus zur Staatsform werden könne, weil, wie ich im Laufe meines Vortrages ausführlich darthun werde, das socialistische Princip der Natur der Dinge widerspricht. Die Frage ist also nicht die, die Verwirklichung des Socialismus überhaupt zu verhindern — nein, denn wenn das Princip richtig wäre, dann würde keine künstliche Macht der Welt im Stande sein, auf die Dauer der Gewalt der auf den Socialismus hinstrebenden natürlichen Verhältnisse sich entgegenzustemmen — sondern die Frage ist die, daß wir, die wir von der Verkehrtheit der utopistischen Ideen der Socialdemokratie überzeugt sind, alle unsere Kräfte aufbieten, damit durch das Zusammenwirken einer in ihren Zielen wankelmüthigen Regierung und einer vor Kopflosigkeit experimentirlustigen Reichstagsmajorität, ein Zusammenwirken, das handgreiflich durch die albernste Socialistenfurcht gezeitigt ist, durch falsche Gesetze dem Volkswohlstand sowie unserem ganzen Volksleben nicht allzu tiefe Wunden geschlagen werden.

Meine Herren! Wenn wir uns mit den socialdemokratischen Ideen beschäftigen, dann wird uns von den Herren der socialdemokratischen Partei in der Regel entgegnet, wir möchten uns doch nicht um ihre Angelegenheiten bekümmern, gleichsam, als handele es sich bei einer Untersuchung des wissenschaftlichen Werthes des absoluten Socialismus um eine Privatangelegenheit der Herren Socialdemokraten! Nichts ist aber ungerechtfertigter als mit solchen Argumenten zu operiren. Ja, wenn es sich bei der gesetzlichen Durchführung des Socialismus nur um die socialdemokratische Partei und deren Angehörige handelte, und wenn es nur auf ein „ich danke ergebenst" ankäme, ob wir den großen „Kladderadatsch" der ja nach einer früheren Version schon im Jahre 1898 eintreten soll, mitmachen wollen oder nicht, dann könnten wir uns vielleicht mit verschränkten Armen hinstellen und zusehen, wie die Herren in ihrer socialisirten Gesellschaft fertig werden. Aber das ist ihre Absicht nicht; wir sollen bei dem

„Kladderadatsch“ mitmachen, uns wollen die Herren gar nicht entbehren. Und da ist es, glaube ich, durchaus nicht unbescheiden, wenn wir uns über die etwaige Möglichkeit der Durchführung des socialistischen Princips unterhalten, wenn wir untersuchen, ob es zweckmäßig ist, die Welt auf den Kopf zu stellen und nach neuen Grundsätzen die Welt zu regieren, oder ob es sich nicht viel besser empfiehlt, den gegenwärtigen Gang der Dinge anzuerkennen und sich darauf zu beschränken, zu bessern, wo die heutigen Verhältnisse verbesserungsbedürftig erscheinen, um so zu einem Gemeinwesen zu gelangen, in dem es sich gut und behaglich wohnen läßt.

Die Socialdemokratie glaubt an eine zufriedenstellende Besserung und Entwickelung der heutigen Staats-, Wirthschafts- und Gesellschaftsordnung nicht, sie erstrebt völlige Gleichheit nicht nur social und politisch, sie erstrebt sie auch wirthschaftlich, wobei selbstverständlich auch jeder Unterschied in der Stellung der Geschlechter beseitigt werden soll. Diese grundsätzliche Auffassung nennt die Socialdemokratie ihre „Wissenschaft“; Bebel nennt sie sogar, unbescheiden, wie er bisweilen sein kann, „exakte“ Wissenschaft. Dabei vermag sich aber kein einziger socialdemokratischer Schriftsteller auf geschichtliche Thatsachen irgend einer Culturphase zu berufen, an deren Hand er einen wissenschaftlichen Beweis von der Möglichkeit der Socialisirung der Gesellschaft in ihrem heutigen Culturzustand zu geben vermöchte, ohne zu bejahen, daß die Rückkehr zu der allerprimitivsten Culturstufe die unabwendbare Folge sein muß. Der absolute Socialismus als wissenschaftliches Princip ist und bleibt daher eine unbewiesene Hypothese, eine Utopie; wie wir es denn auch bei der folgerichtigen Ausarbeitung dieses Princips lediglich und allein mit rein subjectiven Anschauungen zu thun haben, für welche die socialdemokratische Partei als solche jede Verantwortung ablehnt. Dieses Malheur ist sogar dem anerkannten Führer der deutschen Socialdemokratie, Herrn Bebel in eigener Person, wiederholt passirt, und noch erst vor kurzem sagte mir gegenüber ein hervorragender Socialdemokrat, den ich glaubte mit Bebel'schen Auslassungen festnageln zu können: Ach, das hat für unsere Partei gar keine Bedeutung, das ist Bebels persönliche, zu nichts verpflichtende, Meinung“.

Bebel selbst ist denn auch vorsichtig genug, auf Seite 5 seines Buches — ich habe hier die 24. Auflage zur Hand — zu bekennen:

„Unsere Gesinnungsgenossen, die Socialisten, werden mit diesen „Sätzen (in denen die Nothwendigkeit der Socialisirung der Gesell„schaft behauptet wird) einverstanden sein, wir können dies „aber nicht sagen **von der Art und Weise**, wie wir uns „ihre Verwirklichung denken. Die Leser, und insbesondere die „Gegner darunter, wollen also die nachfolgenden Ausführungen „als unsere persönlichen Ansichten betrachten. . . . . “

Meine Herren! Ich frage Sie: Entspricht eine solche Haltung dem regen, pflichtgemäßen Verantwortlichkeitsgefühl, das ein parlamentarischer Führer bethätigen soll? Wie kann Herr Bebel mit jener Sicherheit in den Behauptungen, mit jenem Selbstbewußtsein, das ihm eigen ist, seine Partei, oder die von ihr als richtig angenommene Ansicht von der Möglichkeit der Durchführbarkeit des absoluten Socialismus, als die allein seligmachende anpreisen, wie kann er auf dieses Princip Betrachtungen aufbauen, die doch nur den Zweck haben können und haben sollen, der urtheilslosen Masse zu zeigen: Seht mal, wie schön und fein es sich in der zukünftigen socialistischen Gesellschaft wohnen läßt, wählt nur alle einen Socialdemokraten, dann ist Aussicht vorhanden, daß Ihr armen geplagten, ausgebeuteten Proletarier der Segnungen dieser Gesellschaft noch theilhaftig werdet, — ich frage, mit welchem Recht Herr Bebel dazu gelangt, wo er, da er nur seine rein persönlichen Ansichten offenbart, gar nicht einmal weiß, ob er für die Durchführung dieser seiner persönlichen Ansichten selbst bei seinen intimsten „Genossen" auch nur die geringste Unterstützung finden wird!

Bei dieser Sachlage kann ich Herrn Bebel, den ich sonst persönlich hochschätze, und von dem ich fest glaube, daß er nur seine beste innere Ueberzeugung hat reden lassen, den schweren Vorwurf nicht ersparen, einen groben Mangel an Gewissenhaftigkeit bekundet zu haben. Es ist eine gefährliche Sache um die Volksgunst, und wehe dem Menschen, der leichfertig Neigungen und Leidenschaften weckt, von denen er nach eigenem Geständniß noch gar nicht weiß, ob er sie wird befriedigen können. Wir leben ja gegenwärtig in einer Zeit, wo die Pflege der Habsucht, die Sucht nach müheloser Bereicherung mit Hilfe der Staatsgewalt und auf Kosten der Allgemeinheit, ich möchte fast sagen, eine nothwendige Voraussetzung zu einer waschechten nationalen Gesinnung ist; und insofern ist es für uns, die wir die Noblesse unserer bürgerlichen Gesinnung dadurch bekunden, daß wir in selbstloser Hingebung an das Vaterland Front machen gegen alle Ausbeutungsgelüste der Gesetzgebung im Sonderinteresse, nur zu erklärlich, daß der sogenannte Socialismus von oben, der Erscheinungen angenommen hat, die dem schamlosesten Protectionismus so ähnlich sehen, wie ein Ei dem anderen, beantwortet wird durch eine entschlossenere und der Zahl nach immer stärker werdende Haltung des den Socialismus von unten vertretenden Patrimoniums der Enterbten, dem das Wenige, das es besitzt, noch geschmälert wird zu Gunsten derjenigen, die die Fülle haben.

Aber, meine Herren, wie gesagt, das alles hindert uns nicht, an die Führer der Socialdemokraten das Verlangen zu stellen, darauf zu dringen, daß von der Erörterung wissenschaftlicher Fragen jeder Dilettantismus entfernt wird, und daß sie andererseits klar und

deutlich eine unzweideutige Antwort geben: So und so soll und wird und kann unsere socialistische Gesellschaft gestaltet werden.

Diesen Gefallen werden uns die Herren allerdings nicht thun, das haben sie uns zu wiederholten Malen ja ganz offenherzig erklärt, und in dieser Hinsicht erfuhr ich auch erst jetzt wieder, gelegentlich eines Vortrages in Elberfeld am 26. September d. J. von dem socialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Harm eine runde Absage. Ich war, wenn ich diese kleine Episode einmal kurz erzählen darf, von dem Herrn Abgeordneten Harm in meinen Ausführungen über den socialdemokratischen Zukunftsstaat wiederholt unterbrochen, und auch der bekannte Vorwurf blieb dabei nicht aus, daß es illoyal von mir sei, aus Bebels Darlegungen Angriffe gegen die socialdemokratische Partei herzuleiten, da ich ja selbst zugestanden hätte, daß die gemachten Deductionen nur Bebels rein persönliche Anschauungen enthalten. Darauf bemerkte ich, daß Bebel das socialistische Princip logisch ausgebaut hätte, und daß die Folgerungen, zu denen er gelangt ist, unzweifelhaft richtig seien. Wenn Herr Harm anderer Meinung wäre, dann möge er uns dieselbe doch nicht vorenthalten, ja, ich müsse, wenn er sich darüber beschwert, daß die Voraussetzungen, auf die ich meine Kritik gestützt, irrige seien, dringend darum ersuchen, daß er mittheilt, wie denn nun nach seiner wissenschaftlichen Auffassung die Dinge in der künftigen socialistischen Gesellschaft sich gestalten werden. Herr Harm erbat sich denn auch das Wort, aber über die socialisirte Gesellschaft schwieg er sich aus. Der Vorsitzende, Herr Rechtsanwalt Schmitz, constatirte diese Thatsache und provocirte den socialdemokratischen Herrn Reichstagsabgeordneten wiederholt, zu den von mir vorgetragenen Schilderungen Stellung zu nehmen und uns zu sagen, wie die Dinge sich gestalten werden, wenn die Entwickelung so, wie ich sie an der Hand der Bebel'schen Darlegungen vorgetragen, sich nicht vollziehen wird. Herr Harm antwortete, hierfür 2 Stunden zu benöthigen, was dem Herrn Stadtverordneten Evertz Veranlassung bot, unter dem lebhaftesten Beifall der Versammlung zu erklären, daß wir geneigt seien, Herrn Harm diese 2 Stunden Aufmerksamkeit zu schenken, wenn er uns nur den Gefallen thun wolle, zu sagen, wie es in der socialisirten Gesellschaft aussehen wird. Und was kam nun heraus? Herr Harm erklärte: **„Das fällt mir gar nicht ein, das kann ich nicht, ich bin kein Prophet"**. Eine minutenlange, wahrhaft stürmische Heiterkeit folgte diesem Bekenntniß, zumal das Fiasko des Herrn Harm auch dadurch noch ein besonders vollständiges geworden war, als ich ihm ausdrücklich alle Details in der von ihm erbetenen Schilderung erlassen hatte und nur bat, uns einen groben, ungeputzten Rohbau vorzuführen. Aber selbst hätten wir eine derartige bindende Organisationsdarstellung, welchen Werth könnte dieselbe haben; welchen Werth, wenn man erwägt, daß Bebel gelegentlich der bekannten Zukunftsstaatsdebatte am 3. Februar 1893 im Reichstage proklamirte:

„Wir (die Socialdemokraten) sind nicht nur eine, wie Sie „sagen, revolutionäre Partei, wir sind auch eine vorwärts strebende „Partei, eine Partei, die beständig lernt, und die in beständiger „geistiger Mauserung begriffen ist"?

Der stenographische Bericht verzeichnet an dieser Stelle „Große Heiterkeit", und in der That, meine Herren, man kann sich diesem Bekenntniß gegenüber nur schwer eines Lachens erwehren, wenn man sich vergegenwärtigt, mit welcher Pomphaftigkeit die Herren Bebel und Genossen für sich in Anspruch nehmen, „wissenschaftlich" gebildete Leute zu sein. Gewiß verkenne ich keineswegs, daß es innerhalb der einzelnen wissenschaftlichen Gebiete einen weiten Spielraum giebt für die heterogensten Ansichten und Meinungen; aber wie die Gesetze, die das Weltall regieren, unwandelbar sind, so wird es sich bei einem gewissenhaften Manne, der sich mit wissenschaftlichen Fragen beschäftigt, zunächst darum handeln, erst diese unwandelbaren Gesetze, die Grundlage, auf der alle Wissenschaft aufgebaut ist, zu erforschen und in sich zu verdauen, ehe er dazu übergeht, seine Meinung auf den Markt zu bringen. Aber, wie schon bemerkt, diese Gewissenhaftigkeit ist den Herren von der Socialdemokratie fremd. Ganz besonders typisch in dieser Richtung ist aber Herr Bebel, der uns, S. 216, ganz naiv erzählt, daß er sich noch im Jahre 1863 gegen das allgemeine Stimmrecht erklärt hat. Bekannt ist die weitere Entwickelung dieses Herrn, wie er sich aus einem energischen Gegner Lassalle's zu einem ebenso energischen Verfechter des „ehernen Lohngesetzes" entwickelte, bis er schließlich dieses langjährige oberste Evangelium der Socialdemokratie preisgegeben hat. Aber alle diese Wandlungen, die Herr Bebel durchgemacht hat, haben ihn nie gehindert, sich der von ihm jeweilig als richtig erkannten Theorie mit der ganzen Leidenschaft, ich möchte fast sagen: dem ganzen Fanatismus zu widmen, wie es bei ihm charakteristisch ist, und dabei für sich in Anspruch zu nehmen, stets die einzig richtige, wahre oder „exakte" „Wissenschaft" zu vertreten!

Meine Herren! Wenn ich also von vornherein schon dem Bebel'schen Buche jeden tiefen „wissenschaftlichen" Werth absprechen muß, so ist es ferner auch noch die Form, die Bebel in seiner Darstellung beobachtet, die mich einleitend zu einigen Bemerkungen nöthigt.

Ich bemerkte vorhin, daß Bebels Art, mit der er sich zu geben pflegt, etwas Leidenschaftliches, Fanatisches an sich hat. Dagegen läßt sich ja an sich nichts sagen, selbst wenn man sich künstlich in die Leidenschaft hineinarbeitet, um seinen Reden und Schriften einen gewissen oratischen Schwung zu verleihen, der namentlich dem Volksredner stets den Erfolg sichert. Doch ist es mit dieser künstlichen Oratorik so eine heikle Sache, da sie den Schriftsteller oder Redner gar zu leicht zu Uebertreibungen, Entstellungen, tendenziösen Zu-

spitzungen und Gehässigkeiten treibt. Und in diesen Fehler ist auch Bebel recht gründlich verfallen. Das darf man ihm mit Recht sehr zur Schuld anrechnen. Wenn Bebel kritisirt, scharf kritisirt, dann nehme ich ihm am allerletzten dieses übel. Das ist kein Fehler, und ich denke, in dieser Hinsicht ließe sich von ihm manches lernen. Möchten wir alle uns doch dieser Erkenntniß nicht verschließen, denn glauben Sie mir, meine Herren, der Erfolg, den die Socialdemokratie zu verzeichnen hat, beruht im wesentlichen in der Schärfe, mit welcher die Führer es verstehen, ihre Kritik an die Schäden unseres Staatslebens zu legen. Und dann denken Sie an das bekannte Wort: „die Freisinnige Volkspartei wird demokratisch sein, oder sie wird nicht sein." Aber wie gesagt, meine Herren, man muß objectiv bleiben trotz aller Schärfe der Kritik. Die Verletzung der Objectivität in der Kritik muß nothwendig zu Gehässigkeiten und zur Verrohung der Gesinnung führen, wie uns das manche Trivialität, vornehmlich auch in antisemitischen Reihen, beweist. So stehen z. B. die beiden Schimpfwörter „Kapitalistensöldling" und „Judensöldling" auf ein und demselben niedrigen Niveau. Also diesen Vorwurf mache ich Bebel, daß er vielfach die Objectivität außer acht gelassen hat und tendenziös und gehässig geworden ist.

Daß nun im Uebrigen es nicht ganz verdienstvoll von Bebel gewesen ist, sein Buch zu schreiben, will ich gar nicht so schlechtweg verneinen. Wenngleich ja auch, nach meiner Ansicht wenigstens, die socialdemokratischen Schriftsteller in ihrem Streben, den breiten Massen des Volkes wissenschaftliche Nahrung zu geben, etwas weit gehen — es ist absolut unmöglich, daß manche, wie ich gern anerkenne, sehr werthvolle Arbeit gebührend gewürdigt oder auch nur verstanden wird — so ist es entschieden verdienstlich, daß es überhaupt unternommen wird, aus dem Schatz unserer Kulturforschung dem Volke geeigneten Stoff mitzutheilen.

In dieser Hinsicht verdienen unsere Professoren und Geschichtsforscher einen entschiedenen Tadel. Es könnte fast scheinen, als ob sie eine Scheu davor hätten, in populärer Darstellung dem Volke aus der Vergangenheit Lehrstoff darzubieten in Wort und Schrift, aber unsere Gelehrten können gar nicht populär schreiben, geschweige denn reden; und ist ja einmal ein geeignetes Werk erschienen, dann ist es zu theuer. Ich konstatire bei dieser Gelegenheit gern, daß die Buchhandlung von Philipp Reclam jun. in Leipzig sich zur Trägerin einer eminent wichtigen Culturmission gemacht hat durch Einrichtung ihres billigen Verlags, — aber wie gesagt, die Hauptsache bleibt doch immer, daß unsere Gelehrten sich bessern, und daß wir so endlich zu einer billigen, gemeinverständlichen Literatur kommen auf dem so lange vernachlässigten Gebiete der Culturgeschichte, und vor allem der Volkswirthschaft. Das nun Bebel sich der Mühe unterzogen hat, mit unendlichem Fleiß ein reichhaltiges culturwissenschaftliches Material

zusammenzutragen, damit hat er sich entschieden ein Verdienst erworben, und ich stehe auch gar nicht an, dieses besonders und dankbar anzuerkennen. Dafür habe ich ihm manche andere Sünde gern nachgesehen.

Meine Herren! Ueberhaupt war der Gedanke, die Stellung der Frau in der Gesellschaft zum Mittelpunkt der Darstellung in seiner agitatorisch äußerst wirkungsvollen Schrift zu machen, bei Bebel ein überaus glücklicher, denn wenn auch nicht unbedingt, so ist doch zu einem gewissen hohen Grade der ganze jeweilige Stand der Gesellschaft ein Spiegelbild derjenigen Stellung, welche die Frau in ihr einnimmt.

Bebel hat sein Buch in drei Hauptabschnitte eingetheilt: Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wir finden außerdem noch einige andere Capitel, doch ist mit dieser Haupteintheilung der Gedankengang, den Bebel mittheilt, vollständig wieder gegeben. Ich werde mich an diese Eintheilung halten, und wende mich, allerdings nur in gedrängter, referirender Kürze zum 1. Theil:

Die Frau in der Vergangenheit.

Bebel holt sehr weit aus. Er führt uns zurück in die graue Urzeit, wo von irgend welcher Cultur noch gar keine Rede war. Er zeigt uns sodann, an der Hand der Forschungen namentlich von Morgan, Kautsky, Engels und Bachofen, wie sich aus dem uranfänglichen Hordenleben ein, Zeichen der Cultur tragendes, gegliedertes Gemeinschaftsleben entwickelt hat mit ganz bestimmten Ehe- und Verwandtschaftsformen, und wie die letzteren zu, wenn auch ungeschriebenen, Gesetzen führten hinsichtlich der Ehe- und Familienverhältnisse. Wir lernen die Ehe und die Familie in irgend einer Form nicht als absolute, unwandelbare Erscheinungen kennen, die sich nicht etwa zu emanzipiren vermöchten von einer gegebenen Grundlage um sich zu höheren Formen zu entwickeln, sondern wir sehen, wie es ja der wissenschaftlichen Wahrheit entspricht, Ehe und Familie als Einrichtungen uns vorgeführt, die wandelbar sind, wie die Culturentwickelung wandelbar ist.

Aber wohlgemerkt, meine Herren, diese Thatsache zeigt uns die Wissenschaft, soweit die Vergangenheit in Betracht kommt. Indem ich mich selbstverständlich der gegebenen Wahrheit nicht verschließe, falle ich dabei aber doch nicht in den Fehler Bebels, der in dem von ihm anscheinend beliebten Kreislauf aller Dinge zu derjenigen Eheform zurückzukehren trachtet, die einer längst vergangenen Zeit, einer höchst primitiven Culturstufe, angehört. Gewiß ist unser Eherecht verbesserungsfähig und auch verbesserungsbedürftig, aber die Preisgabe jeglicher staatlicher Fesseln von unserer monogamischen Eheform würde

nothwendig zu einer Katastrophe führen, so furchtbarer Art, daß wir uns doch sehr davor hüten müssen, an den sittlichen Fundamenten zu rütteln, auf denen seit weit über 2000 Jahren die Culturentwickelung der Völker sich vollzogen hat. Ich werde auf diesen Punkt übrigens im Laufe meiner Rede noch näher zurückkommen.

Bebel führt uns nun die Familienformen einzeln vor; er zeigt uns, wie allmählich sich eine Usance in der Geschlechtervermischung herausgebildet hat, die Morgan die Blutverwandtschaftsfamilie benennt, nachdem in den ersten Stufen der Barbarei innerhalb der einzelnen Volksstämme die Promiscuität vorgeherrscht hat. Aus der Blutverwandtschaftsfamilie folgt nach Morgan die sogenannte Punaluafamilie, und aus dieser wiederum entwickelten sich die bekannten Gentes, deren Wesen und Eigenart bekanntlich zu dem „Mutterrecht" führten, da nach der Mutter sich die Abstammung richtete. Einzelheiten über die Entwickelung der einzelnen Familienformen kann ich selbstverständlich im Rahmen meines heutigen Vortrages nicht geben; sie interessiren auch nicht bei der Beurtheilung des socialistischen Princips, was uns ja an dem Bebel'schen Buche die Hauptsache ist. Indeß war es für mich nothwendig, Bebel auch in dieser seiner culturgeschichtlichen Betrachtung zu folgen, weil er sich — wobei ich absehe von der Tendenz der Werke, aus denen er seine Kenntniß geschöpft hat — berechtigt glaubt, aus der Thatsache, daß mit der Umwälzung der Dinge, die sich namentlich durch den Uebergang von der Gentilverfassung zur Einehe, vom Mutterrecht zum Vaterrecht, vollzog, eine Umwälzung, welche, namentlich während der langen Uebergangsperiode, in der gänzlich veränderten Stellung der Frau eklatant zum Ausdruck gelangte, Angriffswaffen auf unsere heutige Eheform zu schmieden. Doch das behandle ich nachher. Wann jener Umschwung sich vollzogen hat, läßt sich nicht bestimmt sagen, doch sind immerhin so viel Anhaltspunkte gegeben, daß sich mit einiger Gewißheit die Zeit um 1000 vor Christi angeben läßt.

Die weitere Entwickelung der Dinge, die uns schließlich zu unserer heutigen Eheform, der Monogamie, geführt hat, dürfte Ihnen allen bekannt sein. Sie alle wissen, daß heute noch unter dem Zeichen des Halbmondes die Vielweiberei zu Hause ist, Sie alle wissen auch, wie beispielsweise im klassischen Griechenland zu Solons Zeiten trotz des monogamischen Systems als Nebenerscheinung der Hetärismus in schönster Blüthe stand, der ja auch, wenn wir uns euphemistisch ausdrücken wollen, eine unvermeidliche Begleiterscheinung unserer heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse ist. Bebel hat mit einer dahinzielenden Behauptung entschieden Recht, er geht aber in seiner bekannten Art und Weise wieder einmal zu weit, wenn er S. 142 sagt:

„So wird die Prostitution zu einer nothwendigen socialen „Institution „für die bürgerliche Gesellschaft" ganz wie Polizei, „stehendes Heer, Kirche, Unternehmerschaft u. s. w."

Meine Herren! Bevor ich mich diesen, aus der Eheform auf unsere heutige individualistische Wirthschaftsweise hergeleiteten, Angriffen zuwende, wobei ich im allgemeinen anerkenne, daß Mutterrecht und Socialismus einerseits, und Vaterrecht und Individualismus andererseits zusammengehörige Begriffe sind, habe ich mich zu beschäftigen mit der auf S. 35 aufgestellten Behauptung, daß erst nach Ablösung des Mutterrechts durch das Vaterrecht der „Staat" entstanden sei, der, wie Bebel wörtlich sagt:

„das nothwendige Product „der in der neuen Gesellschaftsordnung „zum Ausdruck gelangten Gegensätze und sich gegenüberstehenden „Interessen" war . . . "

Dunkel ist der Rede Sinn. Indeß brauche ich mich an dieser Stelle mit dem Staatsbegriff in seinem Detail noch nicht zu befassen, das geschieht später; mir liegt hier nur daran, festzustellen, daß Bebel leichtfertig eine Behauptung hingeworfen hat, über deren Tragweite er sich anscheinend gar nicht klar werden kann. Fortgesetzt sucht er nämlich den Begriff „Staat", indem er ihn unter den bekannten Anfeindungen mit der heutigen Gesellschaftsordnung identificirt, zu mißcreditiren unter entsprechender Verhimmelung des Begriffes „Gesellschaft", der angeblich Anwendung findet auf jenen bekannten Zustand, in welchem den Menschenkindern fast die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Herr Bebel übersieht geflissentlich, daß überall dort der Staatsbegriff gegeben ist, wo ein Complex von Individuen, eine Gemeinschaft von Menschen, zur Regelung ihrer gemeinsamen Interessen, zur Rechtsprechung u. s. w., ein Consortium, eine Behörde, oder wie man sonst diese Stelle nennen mag, eingesetzt hat mit der Befugniß, eventuell unter Anwendung von Zwang oder Gewalt den von ihr gegebenen Anweisungen Nachdruck und Beachtung zu verschaffen. Und diese Form, die den Begriff „Staat" ausmacht, im Gegensatz zu der zwanglosen „Gesellschaft", die der Anarchismus erstrebt, ist immer vorhanden; sie hat mit der communistischen oder Privatwirthschaft nur insofern etwas zu thun, als der anzuwendende Zwang im collectivistischen Betriebe, wie wir später sehen werden, ungleich härter geübt und gefühlt werden wird, als dieses in unserer heutigen Gesellschaft — natürlich abgesehen von unserer reactionären Dunkelmännerpolitik — der Fall ist.

Wo die Anfänge der Entwickelung zu einer „Staats"-Form liegen, kann die Wissenschaft nicht feststellen.

Meine Herren! Ich muß nun zurückkommen auf die vorhin gebrachten Darlegungen, aus denen erhellt, daß Bebel, indem er die Monogamie mit der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung geschickt verbindet, den Hetärismus, die Prostitution als unvermeidliche Auswüchse des heutigen, aber nur des heutigen Socialzustandes dahinstellt, wobei er bereits durchblicken läßt, was er ja

später naiv genug ist, ganz unverblümt auszuplaudern, daß in seiner socialisirten „Gesellschaft" derartige unsittliche Schandinstitutionen absolut unmöglich sind.

Herr Bebel glaubt das! Nun, das gereicht ihm ja nicht zur Unehre. Aber er irrt!

Ob man nun den illegitimen sexuellen Verkehr in dieser oder jener Form nimmt: er besteht immer, er besteht, so lange die Welt besteht, und er hat auch immer bestanden, sofern man nicht den Urzustand, den des Hetärismus im weitesten Sinne, der Promiscuität, als Ausnahme rechnen will. Ich bin überzeugt, daß auch die socialisirte „Gesellschaft" des Herrn Bebel zum kasernirten Hetärismus als zu einer „nothwendigen socialen Institution" gelangen müßte, wenn nicht der Grundsatz verfochten werden soll, daß es möglich sei, das menschliche Geschlecht zur Vollkommenheit zu entwickeln. Aber das glaubt auch Herr Bebel nicht, denn er selbst gesteht auf S. 233: „die Bildung schädlicher Organismen absolut zu verhüten, wird den „Menschen nie möglich sein. . . ."

Nun, meine Herren, dann steht auch fest, daß die Menschen neben allen anderen Lastern auch stets dem der geschlechtlichen Ausschweifung fröhnen werden; und daß die geschlechtliche, illegitime Ausschweifung desto wilder wird, je laxer die Bande des Eheverhältnisses bei den Eheleuten empfunden, und in der Sittlichkeitsanschauung des Volkes betrachtet werden, liegt für jeden nicht durch Fanatismus geblendeten Menschen offen zu Tage.

Ob man das nun Prostitution oder sonst wie nennen will, ist in der Sache gleichgültig. Auf den Namen kommt es absolut nicht an, in der Sache bleibt es, mag man es drehen und wenden wie man will, stets eine außerhalb des durch Treuegelöbnis geschaffenen legitimen, ehelichen Bundes gesuchte und gefundene Befriedigung ungezügelter Geschlechtsgenüsse.

Aus dieser kurzen Andeutung werden Sie schon ersehen, zu welchem Abgrund uns die Befolgung der socialdemokratischen Rezepte führen wird.

Bebel ist Idealist. Er will die Sünden der Menschheit unmöglich machen, indem er alles erlaubt. In der Theorie hat er damit zweifellos recht. Denn wenn ich z. B. den Eigenthumsbegriff aufhebe, kann es keine Spitzbuben mehr geben; und wenn die Bande der Ehe so laxe sind, daß die Form der Einehe eben weiter nichts ist als eine Form, die aufzuheben es nur eines einfachen Willensaktes von der einen oder der anderen Seite bedarf, sodaß also thatsächlich die Gemeinschaftsehe die Praxis bildet, dann giebt es keine Prostitution oder eine im Wesen ähnliche Institution mehr. Aber das ist doch um alles in der Welt kein Fortschritt!

Indes müssen wir Bebels Buch nehmen, wie es ist, und uns, trotz der bereits erworbenen Ueberzeugung von dem tendenziösen Aufputz desselben, nunmehr zuwenden dem 2. Theile:

Die Frau in der Gegenwart.

Auch dieser Theil kann von mir nur ad referendum in aller Kürze behandelt werden, obgleich Bebel gerade diesem Theile räumlich die größte Aufmerksamkeit, 270 Seiten, widmet. Er erörtert in sieben Abschnitten die Stellung der Frau in der heutigen Gesellschaft, rechtlich und hinsichtlich der Erwerbs- und Eheverhältnisse. Die Schäden, die er dabei berührt, sind entschieden vorhanden, und in sehr vielen Fällen kann ich seiner Kritik rückhaltlos beitreten. Aber in anderen zahlreichen Punkten kommt dafür auch, gerade in diesem langen, zweiten Kapitel, die ganze Verkehrtheit zum Durchbruch, mit welcher die Socialdemokraten belieben, unsere heutigen Verhältnisse zu beleuchten.

Selbstverständlich findet sich hier für Bebel auch die geeignete Gelegenheit, dem „privaten Ausbeuterthum" entsprechend eins auszuwischen, denn alles Unglück auf der Welt hat ja nach der Weisheit der socialdemokratischen Lehren im „Capital" seinen Ursprung. Auch die Frauenarbeit und ihre Ausdehnung schiebt er den „Capitalisten" zur Last. So heißt es z. B. S. 98:

> „Die wachsende Concurrenz der Capitalisten unter sich, wie „der verschiedenen auf dem Weltmarkt in den Concurrenzkampf „eintretenden Industrieländer, begünstigen diese immer weitere „Anwendung der Frauenarbeit, die eine in allen modernen Industrie„staaten gleichmäßig wahrnehmbare Erscheinung ist."

Meine Herren! Hier spricht Bebel klar und deutlich von der „wachsenden Concurrenz der Capitalisten unter sich", ohne zu merken, welche Anerkennung er damit gerade dem von ihm so sehr verhaßten System der Privatwirthschaft zollt. Diese „wachsende Concurrenz" fällt in der socialisirten Gesellschaft freilich fort, und gerade deshalb wird auch der Zusammenbruch des socialistischen Gemeinwesens unausbleiblich sein, wie ich später zeigen werde, — ich frage: was beweist uns diese „wachsende Concurrenz der Capitalisten unter sich", die thatsächlich vorhanden ist? Sie beweist uns, daß durch das verstärkte Angebot von Capital dieses selbst billiger wird, daß der Zinsfuß sich ermäßigt, und daß es leichter wird, dem Creditbedürfniß gerecht zu werden; sie beweist uns, daß das Capital, eben durch seine Tendenz, sich zu erhalten, sich zu reproduciren, zu Unternehmungen gelangt auf allen Gebieten der Industrie **und also vermehrte Arbeitsgelegenheit schafft, wodurch wiederum höhere Lohnsätze herbeigeführt werden.** Sehen Sie, meine Herren,

hier liegt die Harmonie von Capital und Arbeit, über die die Herren Socildemokraten so viel spotten, weil sie diese einfache wissenschaftliche Wahrheit nicht begreifen können.

Einer direkten Unwahrheit macht daher auch Bebel sich schuldig, wenn er Seite 163 die Behauptung aufstellt:

„Das Herabdrücken des Lohnes wird fast eine Schraube „ohne Ende."

Das ist nicht wahr, meine Herren; und jeder Mensch, der mit offenen Augen sich die Entwickelung der letzten 30 Jahren ansieht, wird die außerordentliche Steigerung der Löhne constatiren und den colossalen Aufschwung, den die ganzen socialen Lebensverhältnisse genommen haben. Dieser Fortschritt ist möglich geworden ohne staatliche Hülfe, und die Verhältnisse werden sich auch weiter ohne staatliche Pfuschmittel in fortschreitender Richtung bewegen. Allerdings giebt es keinen Preis ohne Arbeit, und ebenso richtig ist es, wenn Bebel S. 176 von der „abhängigen Stellung des Arbeiters vom Capitalisten" spricht. Aber der Arbeiter hat es ja selbst in der Hand, sich zu einer ebenbürtigen Stellung dem Capitalisten gegenüber emporzuschwingen!

Meine Herren! Erst vor ganz kurzem, Anfang Juni, tagte in Danzig der Verbandstag der deutschen Gewerkvereine, und der Thätigkeitsbericht, den vor Eintritt in die Berathung der verdienstvolle Mitbegründer Dr. Max Hirsch, der bekannte langjährige freisinnige Abgeordnete, gab, zeigt uns, welcher staunenswerthen Erfolge der als Einzelner schwache und abhängige Arbeiter fähig ist, wenn er sich vereinigt. **Organisirt Euch!** kann daher den Arbeitern nicht eindringlich genug entgegengerufen werden; organisirt Euch zu ernstem Thun in pflichtgemäßer Anerkennung der uns durch die Entwickelung der Verhältnisse gegebenen Thatsachen, dann wird sich jede Neigung zur „Ausbeutung" von Seiten des „profitwüthigen Unternehmerthums" Euren starken Reihen gegenüber ohnmächtig erweisen, weil auch ohnedies das Gerechtigkeits- und Billigkeits-Gefühl der ganzen Bevölkerung auf Eurer Seite steht. Aber hütet Euch vor leichtsinniger Kraftvergeudung, vor unberechtigtem Größenwahn, wie er sich charakteristisch ausprägt in den socialdemokratischen Gewerkschaften. Ich denke, die im Lauf der Jahre gemachten Erfahrungen hätten uns hinlänglich gezeigt, wie eine Arbeiterorganisation sein soll, und wie sie nicht sein soll, und ich will nicht versäumen, etwa anwesenden Arbeitern, sofern sie noch keine Gewerkvereinler sind, dringend ans Herz zu legen, den Anschluß an den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereins-Verband schnellstens herbeizuführen.

Meine Herren! Was nun die Frauenarbeit betrifft, so wird es keinem vernünftigen Menschen einfallen zu fordern, daß sie aufhöre. Wir sind alle Menschen, ob Männlein oder Weiblein, und die Arbeit

ist nun einmal unser allerspeciellster Lebenszweck; dafür sind wir Menschen. Daran läßt sich auch nicht rütteln. Also auch die Frau soll arbeiten, es fragt sich nur: unter welchen Umständen und was.

Meine Herren! Daß ich die Arbeit für die Frau fordere, ist doch zu natürlich. Denken Sie nur einmal einige hundert Jahre in der Geschichte zurück, vergegenwärtigen Sie sich einmal die Haushaltsführung der damaligen Zeit und berücksichtigen Sie, was von dem Weibe der Vergangenheit alles verlangt wurde, daß es neben der Erhaltung der Güter auch noch in vielen Fällen seine Aufgabe war, dieselben herzustellen, wie beispielsweise Brot, Leinen u. s. w.; und daneben halten Sie die Frau der Gegenwart, die alles das fertig kauft, die ihre Wasserleitung hat, und der der Bäckerjunge des Morgens die frischen Wecken oder Semmel pünktlich zur gewohnten Kaffeestunde in die Wohnung bringt, — wäre es nicht ein Zeichen der Ungesundheit, der Fäulniß, wenn die in der häuslichen Arbeitsverrichtung ersparte weibliche Arbeitskraft, — ich denke hier nicht an die Ehefrau, sondern an das Hilfspersonal und die Töchter — nicht anderweit productiv nutzbar gemacht würde? Also darin sind wir einig: Es ist selbstverständlich, daß die Frau „arbeitet".

Bebel ist damit übrigens auch vollständig einverstanden; in seiner socialisirten Gesellschaft wird ein Unterschied hinsichtlich der Verpflichtung zur Arbeit in der Zugehörigkeit zum männlichen oder weiblichen Geschlecht überhaupt nicht gefunden, und deshalb erstrebt Bebel ja auch die völlige Emancipation der Frau. Er demonstrirt die Nothwendigkeit zum Uebergang zur Emancipation an den erheblich schwierigeren Umständen, unter denen heutzutage eine Eheschließung möglich sei, wobei er sich Seite 104 zu der Aeußerung versteigt:

„Die Zahl der Eheschließungen wie der ganze Moralzustand „sind einzig von der materiellen Grundlage der Gesellschaft „abhängig".

An diesem Satze, meine Herren, können Sie einmal handgreiflich die Bebel'sche Art der Aufstellung von Behauptungen merken. Gewiß wird die „Zahl der Eheschließungen" und der „ganze Moralzustand" von der „materiellen Grundlage der Gesellschaft" nicht unerheblich berührt, aber deshalb sind sie denn doch noch bei weitem nicht „einzig abhängig" von ihr. Es müßte, wenn „einzig" die „materielle Grundlage" maßgebend sein soll, namentlich um den „Moralzustand" der Gefolgschaft des Herrn Bebel recht traurig bestellt sein im Gegensatz zu den auf besserer materieller Grundlage stehenden Angehörenden der rechtsstehenden Parteien. Aber wer das behaupten wollte, der würde damit nur die schwärzeste Unkenntniß in der Beurtheilung der deutschen Volksseele verrathen. In den großen Kreisen unseres deutschen Volkes ist ein so hohes, moralisches Empfinden, eine so unerschütterlich verankerte Ehrenhaftigkeit der Gesinnung

vorhanden, daß es erbärmlich sein würde zu behaupten, daß ein bischen mehr oder weniger, besser oder schlechter Essen und Trinken im Stande sein könnte, diese Noblesse des Characters umzugestalten zu der Gesinnung des Cujons. Nein, meine Herren, dazu habe ich eine zu hohe Meinung von dem deutschen Volke, eine so hohe Meinung, daß ich sogar behaupte, daß gerade die große Masse des Volkes, die sich zu einem nicht unerheblichen Theile rekrutirt aus jenen Männern von verwettertem Gesicht und schwieliger Hand, die eigentliche Hüterin unseres Volkscharacters, unserer ganzen Moral ist, und daß gerade die auf besserer materieller Grundlage lebenden sogenannten „höheren" Kreise es sind, in denen die Demoralisation zum Theil schon bis zur Verworfenheit vorgeschritten ist. Mancherlei Erscheinungen aus der chronique scandaleuse der letzten Zeit beweisen dies.

Ich sage also, daß „die Zahl der Eheschließungen wie der ganze Moralzustand" nicht „einzig von der materiellen Grundlage der Gesellschaft abhängt", aber wohl nicht unerheblich von ihr berührt wird.

Die Statistik, die Bebel mittheilt, beweist denn auch, daß gerade in den sogenannten „unteren" Ständen in einem durchschnittlich viel früheren Alter geheiratet wird als in den auf besserer, materieller Grundlage stehenden sogenannten „oberen" Ständen. Es steigt von 23,56 Jahren bei den Bergwerksarbeitern auf 30,72 Jahre bei den „Gebildeten" und Unabhängigen.

Daß die Ehemöglichkeit in den gebildeteren Kreisen relativ so augenfällig erschwert ist, trotz der besseren „materiellen Grundlage", hat seinen Grund in den verkehrten rein äußerlichen Anschauungen, die in der sogenannten „besseren" Gesellschaft fast durchgängig vorherrschen. Wunderbarerweise zollt auch Bebel ihnen seinen Tribut, trotzdem er sich S. 89 mit Recht bitter darüber beklagt hat, daß Eltern, Vormünder u. s. w. ihre heirathsfähigen Angehörigen beiderlei Geschlechts „nur des Geldes, des Gewinnes, des Ranges, kurz äußerer Vortheile wegen" verkuppeln, indem er Seite 136 schreibt:

„Je besser seine (des Mannes) Absichten für die Ehe sind, je „idealer er sie auffaßt, je mehr er entschlossen ist, einzig und allein „aus Liebe eine gleichgestimmte Frau zu heirathen, um so ernster „muß er sich die erwähnten (materiellen) Fragen stellen".

Das ist, trotz seiner gewissen Richtigkeit, der unverfälscht philisterhafte Standpunkt unserer vielgeliebten Spießbürger, ein Krebsschaden an unserer Gesellschaft.

Die wahre Liebe zweier Menschen trachtet nach gegenseitigem Besitz, bei dem die materielle Garantie auf die Zukunft eine untergeordnete Rolle spielt. Gerade die Liebe ist ja die allerbeste Garantie, denn in ihr wurzeln alle Tugenden, obenan Treue und Pflichterfüllung.

Und an dem Mangel an vorhandener Treue und Pflichterfüllung scheitern die meisten Eheabsichten, vielmehr als am materiellen Unvermögen.

Das ist der Zug der Unselbständigkeit, der durch unsere Zeit geht; ein Zug der Unselbständigkeit, der den deutschen Bürger immer mehr zu unmännlicher Schwäche herabzieht, ihn verzweifeln läßt am eigenen moralischen und wirthschaftlichen Können und ihn begehrend seine Hand ausstrecken läßt nach staatlicher Bemutterung.

Was hat doch diese unselige Bismarck'sche Wirthschaftspolitik, verbunden mit dem von ihm gezüchteten jammervollen Personcultus, unserem Volkscharakter für Wunden geschlagen!

Meine Herren! Können wir uns da wundern, wenn nun auch das weibliche Geschlecht zögernd zurücktritt und es nicht wagen will, mit so wenig starken, selbstbewußten und selbständigen Männern gemeinsam den Lebenspfad zu gehen? Können wir uns wundern, wenn das weibliche Geschlecht die Unselbständigkeit des Mannes sich aneignet, und rechnet, wo die auf sittlicher Grundlage aufzublühende Liebe entscheiden soll? Daher die Bevorzugung selbst der subalternsten Beamtenseele vor einem Gewerbetreibenden, nur weil ein Beamter ein, womöglich pensionsfähiges, „festes" Einkommen hat; daher auch die hohe Ziffer der Ehelosen unter den Gebildeten, weil die Damen der sogenannten „besseren" Gesellschaftskreise zu hohe Ansprüche stellen an den Geldbeutel der Männer.

Und doch! Daß sich das weibliche Geschlecht nicht schämt, so seinen Körper als Kaufpreis darzubieten für das bischen materielle Sorgen!

Meine Herren! Dies ist eine sehr ernste Seite in dem Buche über die Fragen unseres öffentlichen Lebens, und gerade weil uns aus ihr das sittliche Moment so besonders entgegenleuchtet, deshalb haben wir freisinnigen Volksparteiler gerade dieser Seite besondere Aufmerksamkeit entgegenzubringen und dahin zu wirken, daß das deutsche Volk seine verletzte Selbstachtung wiedergewinnt. Die Ehe ist denn doch auch eine etwas vornehmere Institution, als eine einfache Versorgungsanstalt!

Mit Recht weist Bebel auch hin auf die für unseren bürgerlichen Verstand schwer verständlichen Bestimmungen, die die Umstände regeln, unter denen es den Officieren „erlaubt" ist, zu heirathen. Er weist auf Oesterreich hin, wo die einschlägigen Vorschriften erst 1890 in erschwerender Richtung geändert sind, wobei er sich mit Recht weidlich lustig darüber macht. Er schreibt nämlich, nach damaligen Mittheilungen der „Kölnischen Zeitung", S. 131:

„Der Officier als Heirathskandidat ist im Preise gestiegen, der „Hauptmann um volle 8000 Gulden, wenn er über dreißig ist, „während der Hauptmann unter dreißig künftig überhaupt sehr

„schwer zu haben sein wird, und keinenfalls unter 30000 Gulden „Mitgift. Dafür darf dann eine „Frau Hauptmann", ... die jetzt „bisweilen ein Gegenstand des Mitleids ihrer Colleginnen vom Bank- „und selbst vom Regierungsfach ist, ihr Haupt um Vieles höher „heben, denn jeder weiß jetzt, daß sie „zu leben" hat. . . . .

. . . . . .

„Der Officier, der heirathen wollte, hatte bisher, wenn die Dreißig „überschritten waren, ein gemeinsames Vermögen von 12000 Gulden „oder 600 Gulden Uebereinkommen aufzuweisen, und selbst bei „diesem geringen Uebereinkommen, welches ein standesgemäßes Auf- „treten kaum gestattete, sah man bisweilen durch die Finger und „gewährte Erleichterungen. Die neuen Heirathsvorschriften sind „grimmig streng, ob auch das Herze bricht. Der Hauptmann unter „dreißig muß hinfort 30000 Gulden, über dreißig 20000 Gulden, „der Stabsofficier bis zum Obersten 16000 Gulden Kaution sicher- „stellen, jedoch darf ohne Gnade nur der vierte Theil der „Truppenofficiere verheirathet sein, (!) und von der Braut fordert „man makelloses Vorleben und standesgemäße Lebensstellung. Dies „gilt für Truppenofficiere und Militairärzte. Für andere Militair- „beamte mit Officiersrang sind die neuen Heirathsvorschriften milder, „für Generalstabsofficiere aber noch strenger. Der dem Generalstab „zugetheilte Officier darf künftig gar nicht heirathen, der wirkliche „Generalstabshauptman unter dreißig Jahren bedarf einer Kaution „von 36000, später von 24000 Gulden".

Meine Herren! Man wird roth vor Scham und Entrüstung, wenn man sieht, wie hier die sonst so sehr betonte „Heiligkeit" von Ehe und Familie behördlicherseits zum nacktesten Speculationsobject gemacht wird. Daher kommt denn auch die Sonderstellung, die der Militarismus in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft immer noch einnimmt, daß er mit den abgeschmacktesten und veraltetsten Mitteln künstlich aufgepäppelt und den übrigen Kreisen der ehrlichen, schaffenden Arbeit „vorgezogen" wird, als ob man etwas „vornehmes" geworden sei im öden, geisttötenden Einerlei des langweiligen Garnisonlebens. Auch bei uns im Deutschen Vaterlande ist nicht alles, längst nicht alles wie es sein soll. Dafür mehren sich denn auch bereits die Zeichen innerer Zersetzung, die die unausbleibliche Folge sind aller Privilegien-wirthschaft. Ist es denn auch denkbar, daß ein Zustand auf die Dauer sich erhält, in welchem sich die Mitglieder derjenigen Institution, die erhalten wird von dem patriotischen Opferwillen und der wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit des bleibenden Volkes, das in seinen einzelnen Gliedern hochgefürstet dasteht, so hoch, daß es von keinem gekrönten Haupte, das nicht bleibend, sondern vergänglich ist, übertroffen wird, erhaben dünken über die Glieder eines solchen Volkes? Nein! Und deshalb möchte ich wünschen, daß mit allen in dieser Hinsicht bei uns noch bestehenden Ueberlieferungen aus einer längst

vergangenen Zeit recht gründlich aufgeräumt werde, und zwar recht schnell, je schneller, desto besser!

Meine Herren! Wir haben also gesehen, daß in mancher Hinsicht nur der vom Geiste der Zeit inficirte gute Wille es ist, den es zu läutern gilt, um manches zu bessern, was uns in der Frage der Ermöglichung der Eheschließung als Hemmniß entgegentritt. Der Idealzustand ist ja der, daß es — abgesehen natürlich von den gehärteten Herzen beiderlei Geschlechts, die eigensinnig genug sind, schon bei dem bloßen Gedanken an eine etwaige Verheirathung entschieden abwehrende Gesten des Abscheus und Entsetzens zu machen, — ich meine die alten Junggesellen und Jungfern — jedem Männlein und Weiblein möglich wird, seinem Lebenszweck in der Ehe zu genügen; wie es die weitere höchste Stufe dieses Idealzustandes wäre, wenn aus Gründen materieller Sorgen keine Ehefrau, oder ich will besser sagen: keine Mutter nöthig hätte, unter Vernachlässigung der Häuslichkeit, die unausbleiblich ist, in der Fabrik oder sonst irgendwo dem Gelderwerb nachzugehen. Ob wir je dahin gelangen werden? Ich bezweifle es. Das ist auch eine Wahrheit, die uns die Wissenschaft zur Erkenntniß bringt, daß, so lange die Menschheit besteht, in ihr auch Noth und Elend, Kummer und Trübsal, mögen sie nun einen Grund haben, welchen immer sie wollen, unvertilgbar vorhanden sein werden. Es würde daher vermessen sein, wenn wir uns anmaßen wollten, über Mittel und Wege zur, wie man es schlagwörtlich bezeichnet, „Lösung der socialen Frage", nachzusinnen; wohl aber empfiehlt es sich, Betrachtungen darüber anzustellen, wie am zweckmäßigsten die vorhandenen socialen Uebelstände gemildert werden. Und hier ist es auch der so sehr verketzerte manchesterliche Liberalismus, der in richtiger Erkenntniß der sich entwickelnden Verhältnisse für die Frauenarbeit in die Bresche tritt, wobei er namentlich mit dem schwerfälligen Begriffsvermögen unserer conservativ-orthodoxen Richtung zu kämpfen hat.

Meine Herren! Ich frage Sie: Giebt es etwas selbstverständlicheres, etwas natürlicheres, als daß der Mensch, Mann oder Weib, das einzige, womit ihn die Natur ausgerüstet hat, nämlich Kopf und Glieder, zum Zwecke der Gewinnung seines Lebensunterhalts verwendet wie, wo, und wozu er will? Was in aller Welt geht das eine Regierung an! Was auch hat sich darum die menschliche Gesellschaft zu bekümmern, wenn die Art und Weise, wie ich meinem Erwerb nachgehe, gestützt ist von dem Bemühen, als ehrlicher und rechtlicher Mann durchs Leben zu gehen! Mit welchem Recht maßt man sich an, einen Befähigungsnachweis zu verlangen beispielsweise für den Handwerker? Ist das nicht der handgreiflichste Unsinn, ein kindliches Wüthen gegen die Naturbestimmung? Können denn die Menschen, mit denen ich in Concurrenz zu treten beabsichtige, wirklich competente und unparteiische Richter sein über mein Können und meine Fähigkeiten? Ich denke, das Urtheil darüber überläßt man am richtigsten

dem Consumenten, der bei mir seine Waaren bestellt und der dieselben in Gebrauch nimmt.

Genau dieser selbe Gedankenzug paßt auch auf die Frauenarbeit. Allerdings hat hier die unbedingte Freiheit der Berufsthätigkeit gewisse „Wenns" und „Abers", aber im allgemeinen wird dieses Princip auch der Frau zur Seite zu stellen sein. Und da ist zunächst die bedeutsame Wirksamkeit des unter der umsichtigen Leitung der Frau Professor Dr. J. Kettler stehenden Vereins „Frauenbildungs-Reform" als äußerst verdienstvoll hervorzuheben. Die Selbsthülfe, dieses moralischste Element, das in einem Volke sich äußert, ist es, die hier wie auf anderen Gebieten zu schönen Erfolgen geführt hat und der Regierung die Wege weist, die sie zu gehen hat. Seit zwei Jahren unterhält der Verein das einzige in Deutschland bestehende Mädchengymnasium in Karlsruhe, abgesehen von den am 12. October 1893 bezw. Ostern 1894 in Berlin bezw. in Leipzig eröffneten „Gymnasialkursen". Wenn auch die Aufgaben schwere sind, die der Verein sich gestellt, wenn es auch manchen schweren Opfers bedarf, um ihrer gerecht zu werden, der Verein wird ihrer gerecht, und hat sich bereits die wohlverdiente Anerkennung maßgebender, einsichtsvoller Stellen erworben. Gerade durch das entschlossene Vorgehen des Vereins „Frauenbildungs-Reform" ist es nur noch eine Frage der Zeit, daß behördlicherseits Gymnasialkurse für Mädchen, analog den humanistischen Knabengymnasien, errichtet und somit die Wege zur Betheiligung am Universitätsstudium freigegeben werden. Ich möchte auch wünschen, daß keine einzige Fakultät den Damen verschlossen bleibt, ganz unabhängig davon, daß ich eine ganze stattliche Reihe von Aemtern für die Damen zur Besetzung nicht geeignet halte, in erster Linie die des Verwaltungs-, Justiz- und Kirchenwesens. Immerhin aber muß die Parole heißen: Straße frei!

Nun, meine Herren, ist es ja richtig: Mit dem verhältnißmäßig kleinen Bruchtheil der Frauen, die sich den gelehrten Berufen widmen werden, ist der übrigen großen Mehrheit nicht geholfen. Was kann nun da geschehen? Die Richtung wird uns durch die Entwickelung, welche die Verhältnisse genommen haben, deutlich genug gezeigt.

Die Zahl der unverheiratheten ehemündigen Frauen beträgt rund 4 Millionen. Erwerbsthätig auf allen Gebieten des Erwerbslebens sind rund 4¼ Millionen Frauen abgesehen von rund 1¼ Millionen weiblicher Dienstboten, bei welchen Zahlen allerdings die nicht unerhebliche Anzahl der gewerblich thätigen oder im Dienstverhältniß stehenden weiblichen, noch nicht ehemündigen Arbeiterinnen einbegriffen ist. Sie sehen aber immerhin, welchen Umfang die Frauenarbeit in der Fabrik- bezw. Gewerbethätigkeit bereits angenommen hat.

Die beschäftigten Frauen vertheilen sich auf alle Berufe des Handwerks, des Handelsgewerbes und des Fabrikwesens. Wenn wir

uns daraufhin die Statistik etwas genauer ansehen, so muß ich bekennen, daß ich es für einen Uebelstand halte, daß z. B. in der Industrie der Steine und Erden 20000, in der Eisenindustrie ebenfalls 20000, im Baugewerbe 6000 Frauen beschäftigt sind u. s. w. Ich halte es für einen Uebelstand, weil dies körperlich im höchsten Grade anstrengende Berufe sind, und weil uns die Rücksicht auf den weiblichen Organismus davon zurückhalten soll, die Frauen eine derartige Berufsarbeit verrichten zu lassen.

Andererseits sehen wir in körperlich leichter verrichtbaren Berufen, in Berufen, die wesentlich eine größere Fertigkeit, eine geschickte Hand erfordern, also als ureigen für die Sphäre der Frau geeignet erscheinen, zum Theil unter sehr geringer weiblicher Betheiligung, daß die Männerarbeit noch sehr verbreitet ist. So sind z. B. in der Schneiderei 263000 Männer beschäftigt gegen nur 84000 Frauen; in der Confections- und Wäschebranche stehen allerdings nur 3000 Männer 36000 Frauen gegenüber. In der wichtigen Textilindustrie sind neben 350000 Frauen 582000 Männer beschäftigt.

Nun meine ich, meine Herren, daß eine schiedlich-friedliche Trennung der Arbeitsgebiete stattfinden soll, die theils den Männern, theils den Frauen als Domäne zugewiesen werden. Dazu ist aber in erster Linie erforderlich, daß neben der Organisation der männlichen Arbeiter schleunigst und thatkräftig die Gründung einer weiblichen Arbeiterorganisation in die Hand genommen wird. Das eine ist so nöthig wie das andere, denn es ist auf die Dauer nicht erträglich, daß die Frauen mit den Männern innerhalb der Berufsgebiete in Concurrenz treten, weil die weibliche Arbeitskraft billiger ist als die männliche, und durch die weibliche Concurrenz ein Druck auf die Lohnverhältnisse der männlichen Arbeiter ausgeübt wird.

Meine Herren! Es ist ja richtig, den Preis einer Waare, auch der Waare „Arbeit", bestimmt in erster Linie das Verhältniß von Angebot und Nachfrage. Jedoch ist dieses Verhältniß nicht allein entscheidend, es treten auch noch andere Momente hinzu; und eins der wichtigsten in dieser Hinsicht berührt die Lebensgewohnheiten, die angewöhnten oder anerzogenen Lebensbedürfnisse. **„Mit der Entwickelung der Bedürfnisse wächst die Cultur"**, das ist ein alter Erfahrungssatz. Es ist aber auch klar, daß mit den entwickelten Bedürfnissen, mag das Wort „entwickelt" nun in „vermehrt" oder in „verfeinert" oder in beides übersetzt werden, die Erwerbsverhältnisse gleichen Schritt halten müssen, woraus resultirt, daß die Lohnfrage von der Frage der gewohnten Lebensbedürfnisse, und was ziemlich gleichbedeutend ist: der Intelligenz, des Culturgrades der Arbeiter, ganz erheblich betroffen wird. Sehen Sie sich daraufhin einmal die Erwerbsverhältnisse der ost- und westdeutschen Bevölkerung an, und sie haben sofort einen schlagenden Beweis zur Hand. Ebenso tritt

dieses Axiom in die Erscheinung, wenn wir die Lohnsätze der Städte, namentlich der großen, denen des platten Landes gegenüberstellen. Ganz dasselbe Regulativ ist denn auch für die Preisbestimmung der weiblichen Arbeitskraft maßgebend, wenngleich hier die höheren Lebensbedürfnisse auf einer anderen Seite liegen und — hinsichtlich der männlichen Concurrenz — wohl strikte mit „vermehrt" übersetzt werden können.

Meine Herren! Wer ist es männlicherseits, der auf den Arbeitsmarkt tritt? Es ist in erster Linie der verheirathete Mann, der Familienvater, der daheim Frau und Kinder zu ernähren hat. Seine Familienpflichten zwingen ihn, auf eine gewisse Höhe des Lohnsatzes zu achten; er ist es seiner Familie schuldig, seine Arbeitskraft nicht zu billig zu verdingen, wenn anders er nicht den ernsten Vorwurf sich zuziehen will, auf das Wohl der Kinder, für deren Entwickelung und den Anforderungen des Lebens entsprechende Ausrüstung gerade der Vater vornehmlich verantwortlich ist, nicht in pflichtgemäßer Weise bedacht gewesen zu sein. Es ist weiter der unverheirathete Arbeiter, dessen Ziel es ist, sich einen eigenen Herd zu gründen, und der aus diesem Grunde dahin trachten muß, so lange es noch Zeit ist einen Nothgroschen zu erübrigen, um wenigstens gegen die ersten Anstürme etwaiger Noth oder Krankheit und dergleichen geschützt zu sein.

Treffen denn nun diese schuldigen Rücksichten, die den männlichen Arbeiter zwingen, unter einer bestimmten Höhe den ihm dargebotenen Lohnsatz zu verwerfen, auch zu auf die weiblichen Arbeiter? O nein, hier ist es zum erdrückend größten Theile gerade das unverheirathete Element, das derartige Lebenssorgen nicht kennt, und das glaubt genug gethan zu haben, wenn es sich aus seinen Ersparnissen eine halbwegs hinreichende Aussteuer beschaffen kann. Im Uebrigen rechnet das weibliche Contingent fast nur mit seinen persönlichen Bedürfnissen, die, ebenfalls anderer Natur als die der Männer, namentlich von der lieben Eitelkeit diktirt werden. Wenn sich das junge Mädchen dann verheirathet, ist es der Mann, der für es sorgt. Es ist also eine ganz natürliche Erscheinung, daß die weibliche Arbeitskaft wesentlich billiger ist als die männliche. Aber gerade diese Ungleichheit in der Concurrenz legt uns nahe, diese Concurrenz zu beseitigen, indem das männliche Arbeitsmaterial, zusammengeschlossen in einer starken Organisation, mit einem ebenso starken, allerdings noch zu gründenden Arbeiterinnenverbande Verständigungen über eine durch den körperlichen Organismus angedeutete Theilung der Productionsgebiete herbeiführt. Nach dieser Richtung hätte längst intensiv gewirkt sein sollen. Nun, ich will hoffen, daß namentlich der Hirsch-Dunckersche Gewerkvereinsverband nicht versäumen wird, dieser Aufgabe thatkräftig sich zuzuwenden. Die Vereinsgesetzgebung steht diesem Beginnen nach meinem Dafürhalten nicht entgegen.

Meine Herren! Gestatten Sie mir nun, einen kurzen Hinweis zu bringen auf die Unmöglichkeit der Durchführung der Frauenemancipation.

Bebel stützt sich zur Begründung der Emancipationsforderung auf alle möglichen Gelehrten meist ganz niedrigen Grades, ohne in eine objektive Darstellung des von autoritativer Seite begründeten „wider" einzutreten. Das ist eben das charakteristische bei Bebel, daß er, leidenschaftlich wie er ist, sich mit seinem Laienverstande sofort der, von irgend einer nur gelehrt riechenden Person vertretenen, ihm genehmen, Ansicht beitritt, und aus der ganzen Fülle des ihm zu Gebote stehenden Sprachschatzes als einzig „wissenschaftlich" verfechtet. Mag die Bebel'sche Auffassung dann von der berufensten Autorität angegriffen und widerlegt werden, das gilt ihm nichts, und die Autorität ist ein ausgemachter Dummkopf. Genau so geht es ihm in der Emancipationsfrage.

Meine Herren! Erst vor ganz kurzem lief durch die Presse der Bericht über die zermalmenden Gründe, mit denen auf dem kürzlich tagenden Anthropologen-Congreß in Cassel der bekannte Professor Waldeyer in wirklich und wahrhaftiger „wissenschaftlicher" Ausführung der Emancipationsschwärmerei entgegen trat. Vernünftige Leute lassen sich von solchen anerkannten Capacitäten belehren, sie werden zum mindesten stutzig und zurückhaltend in ihrer vorlauten Schwatzhaftigkeit, wenn sie hören, daß nirgends auf irgend einem Gebiete der Wissenschaft der Nachweis geführt sei, daß jemals das Herrschaftsverhältniß zwischen Mann und Weib ein das letztere bevorzugendes gewesen sei, daß vielmehr der Thatsache, daß der männliche Organismus von Natur stets kräftiger veranlagt und entwickelt gewesen ist als der weibliche, die Schlußfolgerung zu entnehmen ist, daß die privilegirte Stellung des Mannes, wobei, wie ich hinzufügen will, der Grad dieses Privilegiums Ansichtssache ist, von der Natur bestimmt ist. Daß sich nun, abgesehen von der anthropologischen Seite, nicht gar manches Argument aus den Verhältnissen heraus zu Gunsten der Emancipation beibringen ließe, will ich gar nicht verkennen. Wenn man z. B. darauf hinweist, daß es eine Monstrosität sei, daß die klügste und gebildetste Frau, nur weil sie Frau ist, trotz der ihr innewohnenden entwickelten Einsicht nicht die gleichen Rechte haben soll wie der letzte Stallknecht, so ist das entschieden ein Argument. Indes läßt sich mit dieser selben Argumentation auch das Classensystem vertheidigen; Herr Bebel übersieht also wieder einmal, welche Waffen er dem Gegner in die Hand drückt. Die Sache hat also ihre zwei Seiten. Im Uebrigen aber kann man, wie gesagt, nur die absolute Richtigkeit des von Bebel gebrachten Arguments anerkennen. Trotzdem vermag ich mich zum Verfechter seiner Theorie nicht aufzuwerfen. Es

ist nicht loyal operirt, wenn man die Extreme, die gebildetste Frau und den stupidesten Mann, einander gegenüberstellt. Aber abgesehen davon ist unser Staatswesen nach der Tradition eine Gemeinschaft von Männern, in welcher nur die Männer, die den äußeren Lebenskampf führten, zur Mitwirkung an der Berathung der Anlegenheiten des Stammes eben aus diesem Grunde und von jeher ein offenliegendes Recht hatten, während von jeher der Frau die Erhaltung des vom Manne Erworbenen im emsigen Schalten in Haus und Hof oblag. Dabei fällt aber auch in die Augen, daß man den Interessen des Staatskörpers nur die Familie gegenüberstellen kann. Und bei dieser Thatsache ist die Sache so kurz wie sie lang ist. Wenn Mann und Frau harmoniren sollen, dann muß ein Theil, wenn nicht ausdrücklich, so aber doch stillschweigend, dem andern sich unterordnen, und das kann nur die Frau sein. Denn der Mann, als der von der Natur Begünstigte, soll und muß eben dieserhalb seiner Frau überlegen sein. Es ist absolut undenkbar, daß ein Ehebund bestehen kann, wo Mann und Frau gleich klug und gleich einsichtsvoll, gleich energisch und gleich gutmütig, gleich halsstarrig und gleich nachgiebig sind. Zudem ist es gerade das Hervorragende, das Ueberlegene, was die Frau beim Manne liebt. Eine Frau hat eben nur den heißen Trieb in sich, sich führen und lieben zu lassen von einem Manne, der ihr an Wissen, und vor allem an Charakter imponirt, sie will sich dem Manne unterordnen. Bebel erklärt sich mit diesen, S. 343 mitgetheilten, Gedanken von Mathilde Reichhardt-Stromberg auch völlig einverstanden. Allerdings kann ich mich mit der aus diesen Gedanken gezogenen Schlußfolgerung nicht befreunden, wenn die Schriftstellerin die freie Liebeswahl, soll heißen ungezügelte Geschlechtsbefriedigung, für die „großen Seelen", z. B. Goethe, verlangt, eine Forderung, die Bebel, radikal-demokratisch wie er ist, für die ganze Menschheit geltend macht. Aber diese Schlußfolgerung ist, wie gesagt, falsch — abgesehen von dem sittlichen Moment — denn der Gedanke, dem sie entsprungen, führt uns gerade in dimetralen Gegensatz zur Emancipationsforderung. Es ist also ein Naturgebot, daß der Mann vermöge seiner Privilegien der Frau übergeordnet sein soll; — aber abgesehen von dieser Frage: es würde ein Raub an der Weiblichkeit sein, wenn nun auch die Frau zur rücksichtslosen Verfechtung der durch nüchterne Rechtsbetrachtungen gegebenen politischen Ueberzeugung geführt würde, unbeschadet darum, daß bei einem richtigen Eheverhältniß ja ohnedies der Mann seine Frau zu seiner politischen Ansicht bekehren wird. Im politischen Leben ist jede Sentimentalität vom Uebel, da geht es streng nach dem Grundsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Einer solchen Sachlage wird aber die Frau nie gewachsen sein; und wenn sie dahin erzogen würde, dann hörte sie eben auf Weib zu sein und die ganze Menschheit hätte den Schaden davon, und zwar einen unabsehbaren. Das gilt auch

von denjenigen erwerbsfähigen Frauen, die sich nicht verheirathen. Uebrigens ist die gesellschaftliche Stellung der Frau auch überall dort eine durchaus würdige und hochgeachtete, wo Herzens- und Geistesbildung zu irgend nennenswerther Höhe entwickelt sind, während freilich leider dort, wo diese Voraussetzung fehlt, und wo es nur das rohe Bewußtsein überlegener physischer Kraft ist, das den Ehrbegriff ausfüllt, die Frau eine überaus bedauernswerthe sklavische Stellung einnimmt. Und gerade solche Männer schwärmen aus Branntwein dunstender Kehle am lautesten für völlige Freiheit und Gleichheit. Seltsame Ironie!

Finden wir uns also als kluge und practische Leute mit den gegebenen Thatsachen ab! eine Mahnung, die ich auch ganz besonders Herrn Bebel anrathe.

Meine Herren! Wenn Bebel sodann Vorschläge macht zu einer weniger verweichlichenden Erziehungsmethode des weiblichen Geschlechts, so kann man ja dreist zugeben, daß er damit in der That einen wunden Punkt berührt. Es muß auf diesem Gebiete viel, sehr viel besser werden. Leider ist es mir bei der knappen Zeit nicht möglich, die Frage eingehend zu ventiliren; aber eins kann ich nicht umgehen.

Bebel erzählt uns nämlich, wie in der Naturgeschichtsstunde die Kinder lernen, welche Thiergattungen lebendige Junge zur Welt bringen, daß die Hühner Eier legen, die von der Henne ausgebrütet werden u. s. w., und er verlangt nun, daß ebenmäßig auch die Kinder über ihre eigene Entstehung aufgeklärt werden, und daß man ihnen unter der schweren Sünde der Lüge nicht so alberne Flunkereien auftischt, daß sie von dem Klapperstorch gebracht worden seien. Er sagt dazu auf S. 224:

„Der Tag der Erkenntniß kommt endlich doch, aber er kommt „in ganz anderer Weise, als er bei natürlicher, vernünftiger Er„ziehung gekommen wäre. Das Geheimniß des Kindes trägt zur „Entfremdung zwischen Kind und Eltern, namentlich zwischen Kind „und Mutter bei."

Unmittelbar nach dieser Aeußerung erzählt Bebel von einer amerikanischen Frau, welche, vielem Drängen endlich nachgebend, ihren achtjährigen Knaben über seine Herkunft unterrichtet habe. Bebel berichtet dazu aus einer von dieser Frau herausgegebenen Schrift:

„Das Kind habe mit größter Aufmerksamkeit ihr zugehört, „und sei von dem Tage an, an dem es erfahren, welche Sorgen „und Schmerzen es seiner Mutter bereitete, mit einer bis dahin „ungekannten Zärtlichkeit und Hochachtung an ihr gehangen, und „habe diese Hochachtung auch auf andere Frauen übertragen."

Nun, meine Herren, ich denke, diese Sache hat doch sehr stark ihre zwei Seiten. Wenn jene Frau glaubte, in dem von ihr mit-

getheilten Einzelfall ihrem eigenen Knaben gegenüber so handeln zu sollen, wie sie gehandelt hat, so müssen wir uns bescheiden, und dürfen uns mit der Frau freuen, daß ihr Beginnen so gute Früchte gezeitigt hat. Aber nun dieses als Norm hinzustellen, dürfte doch sehr gewagt erscheinen.

Meine Herren! Wenn ein Kind wißbegierig und begabt ist, dann bleibt es bei der Frage nach der Herkunft nicht stehen, dann forscht es weiter nach der Entstehung, und die Erklärung, die ihm darauf zu Theil werden würde, kann und wird es nicht verstehen. Das Kind erkennt nur einen sinnlichen Trieb, es erkennt nur eine wolllüstige Befriedigung. Daß die Geschlechtervermischung getragen sein kann von einer hoch sittlichen Liebe, kann ein Kinderverstand nun und nimmermehr begreifen. Ich meine daher, daß eine vorzeitige Lüftung des über ihrer Herkunft und Entstehung schwebenden Geheimnisses bei den meisten Kindern eine Erschütterung der bis dahin den Eltern entgegengebrachten Verehrung zur Folge haben wird, eine Folge, die um so sicherer eintreten wird, je weniger durch das Familienleben jener Geist des Zarten, Rücksichtsvollen, Feinfühlenden geht, wie es leider nur zu oft der Fall ist. Unsere Gesellschaft leidet schon genug unter dem traurigen Vorbild, das in zahllosen Fällen die Eltern ihren Kindern geben, sei es durch lauten Zank und Zwietracht, oder sei es, daß der Vater sich in Brutalitäten ergeht, um dann wieder zeitweise den Kindern den Anblick seiner, ihrer Mutter entgegengebrachten, widerlichen Zärtlichkeiten zu gönnen. Das sittliche Empfinden bei dem einzelnen Individium ist eine äußerst zart gestimmte Seite, und nur mit äußerster Vorsicht kann man eventuell im gegebenen Einzelfall sich zu Maßnahmen entschließen, die, wenn sie als Norm angewendet werden sollen, entsetzliche Verheerungen anrichten würden.

Meine Herren! Das ist die öde Schablonisirungssucht der Socialdemokratie, die jede individuelle Eigenart verkennt, und glaubt, die ganze Civilisation nach einem Muster zurechtschneiden zu können! Wie sehr sie damit in die Brüche gehen wird, haben wir ja schon an manchen Bildern, die ich gezeichnet habe, gesehen; uns wird das aber ganz besonders klar werden bei der Betrachtung der Zukunftsträumereien des Herrn Bebel, denen ich mich nunmehr zuwende.

Ich übergehe dabei in etwas die Eintheilung, die Bebel in seinem Buche durchgeführt hat. Bebel bringt nämlich den eigentlichen Entwurf seines Zukunftsstaats in das von der „Frau in der Gegenwart" handelnde Capitel hinein. Ich halte das für nicht richtig, sondern bin der Meinung, daß, nachdem Bebel die heutigen Verhältnisse geschildert, er das Facit zu ziehen hatte: die heutige Welt ist faul und verderbt, also zimmern wir eine neue. Daher möchte ich in meinen weiteren Ausführungen erörtern

Die Frau in der Zukunft.

Dabei muß ich aber mehrere Eintheilungen vornehmen, die ich glaube am besten zu treffen, wenn ich folgende drei Thesen aufstelle:

Die Nothwendigkeit erstens: des wirthschaftlichen; zweitens: des geistigen und drittens: des sittlichen Bankerotts des socialdemokratischen Zukunftsstaats.

Ich komme zum ersten Punkt:

Die Nothwendigkeit des wirthschaftlichen Bankerotts.

Meine Herren! Bebel kann klassisch sein. So ist auch in seinem Buche, das Gegenstand meiner heutigen Betrachtung ist, ein wahrhaft klassischer Satz enthalten, der mir eine willkommene Handhabe ist, und alle Bebel'schen Theorien direct ins Gesicht schlägt. Bebel sagt nämlich in einer Fußnote auf Seite 95 folgendes:

„Die Culturentwickelung der Völker schießt keine Böcke und „macht keine falschen Zirkelschlüsse, sondern sie vollzieht sich nach „immanenten Gesetzen. Aufgabe des Culturforschers ist es, diese „Gesetze zu entdecken, und gestützt auf diese, den Weg zur Beseitigung „der vorhandenen Uebel zu zeigen.

Meine Herren! Ganz meine Meinung! Aber gerade weil die Culturentwickelung der Völker „keine Böcke" schießt, sondern sich „nach immanenten Gesetzen" vollzieht, deshalb ist die Entwickelung, die uns in stetem Fortschreiten zu unserer heutigen Staats- und Gesellschaftsform geführt hat, richtig, und deshalb ist es naturwidrig, an den Gesetzen, auf denen die heutige Weltordnung beruht, zu rütteln und in prahlerischer Weise sich anzumaßen, eine vollständig neue Welt gründen zu können. Kann es für ernste Leute etwas lächerlicheres geben als solch ein Beginnen? Herr Bebel wüthet gegen seine eigene Erkenntniß, die ihn zu dem vorgelesenen klassischen Ausspruch geführt hat, denn mit seiner Haltung, die er in unserem öffentlichen Leben einnimmt, vertritt er ja gerade den umgekehrten Grundsatz, daß dennoch die Culturentwickelung, wie sie sich vollzogen hat, „Böcke geschossen" habe, daß sie eine falsche ist.

Meine Herren! Kann ein so widerspruchsvoller Mann Anspruch auf „wissenschaftliche" Bildung, und demgemäß auf „wissenschaftliche" Beachtung erheben, ein Mann, der nicht fähig ist, die bei einem wirklich wissenschaftlich gebildeten Mann selbstverständliche Bereitwilligkeit, den Gang der Weltgeschichte und die „immanenten Gesetze", nach welchen er sich richtete, anzuerkennen und die aus demselben uns überkommenen Thatsachen und Verhältnisse zu respectiren? Das ist

das erste Erforderniß, wenn man befähigt sein will, an der weiteren Gestaltung der Dinge derart positiv fördernd mitzuwirken, daß die Gesetzgebung ihre Aufgabe, dem fortschreitenden Zeitgeiste entsprechend eine gute und gerechte Revisionsinstanz zu sein, auch thatsächlich erfüllt. In dieser Hinsicht lassen unsere heutigen Verhältnisse ja allerdings sehr viel zu wünschen übrig; das ist aber nicht zum geringsten Schuld der Socialdemokratie, die die Kräfte des fruchtbringenden entschiedenen Liberalismus zum Theil erschöpfte in dem Kampf gegen ihre unwissenschaftlichen, confusen Zukunftsträumereien.

Meine Herren! Und gerade in der Unwissenschaftlichkeit, daß die Herren Bebel und Genossen im leichten und seichten Dilettantismus hinweggetänzelt sind über die grundlegenden Tiefen der wissenschaftlichen Erkenntniß, liegt überhaupt die Möglichkeit, daß sie ihren Utopien nachjagen können.

Absoluter Socialismus! Welche Thorheit! Ich verkenne ja durchaus nicht den hohen Grad der Philantropie, der Bebel eigen ist, die entschieden menschenfreundliche Triebfeder, die ihn leitet; aber das macht seine Vorschläge und Ideen deshalb nicht richtig. Er legt sein philantropisches Trachten in folgenden, Seite 233 verzeichneten Satz hinein:

„Die Bildung schädlicher Organismen absolut zu verhüten,
„wird den Menschen nie möglich sein, aber seine eigene, durch
„ihn selbst geschaffene Gesellschaftsform so zu verbessern, daß sie
„gleiche Existenzbedingungen für alle schafft, gleiche Ent-
„wickelungsfreiheit jedem Einzelnen giebt, sodaß er nicht mehr nöthig
„hat, seinen Hunger, oder seinen Eigenthumstrieb, oder seinen
„Ehrgeiz auf Kosten anderer zu befriedigen, das ist sehr wohl
„möglich".

Dieser Satz erfordert zunächst eine kleine Berichtigung. Allerdings ist die heutige Gesellschaftsform „durch ihn (den Menschen) selbst" geschaffen, aber doch nur in der Gebundenheit an jene „immanenten Gesetze", die „keine Böcke" schießen. Oder ob Herr Bebel behaupten will, daß ein Mensch sich von den Naturgesetzen emancipiren könne?

Sodann ist es die „gleiche Entwickelungsfreiheit", die Bebel so sehr verlockend erscheint, und deren angeblicher Mangel vorwurfsvoll genug gegen unsere heutige Gesellschaftsform ausgedrückt ist. Aber mit Verlaub! Die „gleiche Entwickelungsfreiheit" haben wir ja, allerdings nicht absolut, aber doch relativ, und namentlich wir freisinnigen Volksparteiler würden gewiß herzlich dankbar sein, wenn wir zur Vertretung und Vertheidigung dieser im Grundsatz der Gleichheit der Person vor dem Gesetz wurzelnden „gleichen Entwickelungsfreiheit", oder, wie man es auch sagen kann „Freiheit der Erwerbsthätigkeit" namentlich gegen Zünftlerei und Muckerei,

letztere vornehmlich hinsichtlich der Frauenfrage, auf die schätzenswerthe Unterstützung des Herrn Bebel rechnen könnten. Aber da hapert es stark. Ueberall, wo es sich darum handelt, einen neuen schönen Stein unserem Staatsgebäude zum inneren Ausbau einzufügen, versagt die Arbeitsfreudigkeit der Herren Socialdemokraten, oder sie unterstützen mit einer Begründung, die es dem deutschen Bürger verekeln muß, seine moralischen Kräfte dem Nutzen des Gemeinwesens zu Diensten zu stellen. Dafür jagen sie dann einem Phantom nach, und beten mit vor Andacht und Bewunderung weit offenem Munde Heine'sche Verse nach, wie z. B. den folgenden geschmacklosen:

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrthen, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.
Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten platzen,
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen!

Meine Herren! Herr Bebel glaubt also, daß es möglich sei, gleiche Existenzbedingungen für alle zu schaffen. Das ist der absolute Socialismus, der nur den Staat, oder die „Gesellschaft", wie Herr Bebel sagt, als Arbeitgeber und alle Menschenkinder als seine Kostgänger kennt. Schon die allereinfachste Betrachtung auf die ersten Grundzüge der Wissenschaft zeigt uns den verhängnißvollen Irrthum, dem Herr Bebel verfallen ist.

Meine Herren! Das A-B-C aller Wissenschaft ist: **Es giebt keine absoluten Begriffe!** Ebenso wie es Fantasterei ist an ein absolutes Recht zu glauben, ebenso wenig wie es etwas absolut Schönes u. s. w. giebt, ebenso wenig giebt es oder kann es geben einen absoluten Socialismus oder einen absoluten Individualismus. Alle diese Begriffe bestehen nur relativ und auch wir freisinnigen Volksparteiler, die wir ja den Socialismus principaliter mit der entschlossensten Energie bekämpfen, denken gar nicht daran, jeden Socialismus über Bord zu werfen. Denken Sie doch z. B. an die communistischen Verwaltungsaufgaben der Selbstverwaltung, an die Reichspost u. s. w.; denken Sie an manchen Zweig der Arbeiterschutzgebung, der unsere volle Sympathie hat, und Sie haben den Beweis, daß der relative Socialismus auch von uns wohl gewürdigt wird. Nur soll man die Grenzen nicht zu weit stecken, weil dadurch die Freiheit der Berufsthätigkeit, und damit die bürgerlich-politische Stellung und das moralische Selbstverantwortlichkeitsgefühl zu sehr beeinträchtigt und erschüttert wird. Die Freiheit muß immer an erster Stelle stehen, und nur im alleräußersten Nothfalle soll man zu, leicht sehr folgenschwer sich gestaltenden, Ein-

griffen durch die Gesetzgebung kommen. Das „ich will", der Stolz des selfe made man, ist es, den es zu schützen und zu fördern gilt.

Die Socialdemokratie will diese Freiheit, dieses so häufig mißbrauchte faire aller, diese Freiheit, die sie die Freiheit des „beutegierigen, privatcapitalistischen Blutsaugers" nennt, nicht, sie will den absoluten Socialismus, die absolute, wirthschaftliche Gebundenheit; sie will die absolute wirthschaftliche Gebundenheit unter gleichzeitiger Anwendung auch der absoluten politischen Gebundenheit. Hier, in diesen Extremen, berührt sich die Socialdemokratie mit dem Anarchismus, indem man in beiden Fällen statt „Gebundenheit" nur „Freiheit" zu setzen braucht. Und dahin führt es! Mit nothwendiger, unabwendbarer Consequenz wird aus der absoluten wirthschaftlichen Gebundenheit, die eine geistige Knechtung zur Folge haben muß, wie sie zu keiner Zeit in der Geschichte bestanden hat, eben dieserhalb die alles schaffende, aber auch alles stürzende Kraft des Menschen hinaus trachten, sie wird die Fesseln sprengen, die ihr angelegt sind, und sie wird in das entgegengesetzte Extrem verfallen, den der hellen Anarchie, bis die Erschlaffung eintritt und nach diesem ungeheuren Rückschlag wieder ein langsames Aufatmen und Streben nach jener Culturhöhe stattfinden wird, die so leichtfertig verlassen wurde.

Meine Herren! Dies ist nicht nur eine einfache logische Folgerung, sondern wir werden auf das von mir gekennzeichnete Endresultat des nach socialdemokratischen Rezepten zu erwartenden Dramas von Bebel selbst geradezu mit der Nase gestoßen.

Wenn es richtig wäre, was die Socialdemokratie behauptet, daß ein absoluter Socialismus möglich sei, nun, warum sollten die „immanenten Gesetze", nach denen nach Bebels eigenem Geständniß die Culturentwickelung sich vollzieht, dann nicht den Begriff des Absoluten zum absolut regierenden Weltprincip machen! Dann wäre es doch möglich, von dem Bebel jetzt noch behauptet, daß es „nie" möglich sein wird: „die Bildung schädlicher Organismen absolut zu verhüten"; dann ist es sogar eine Selbstverständlichkeit, daß auf allen Gebieten die Begriffe und Möglichkeiten sich zum Absoluten entwickeln. Dann ist es auch der durch die Naturgesetze uns unabänderlich bevorstehende Lauf der Dinge, daß wir schließlich in den anarchistischen Zustand, als die vollkommenste Gestaltung des Absoluten in den menschlichen Verhältnissen, hineingerathen.

Meine Herren! Sehen Sie, zu welchen Ungeheuerlichkeiten, zu welchem Widersinn die consequente und logische Ausgestaltung des Bebel'schen Princips uns führt?

Aber Bebel glaubt nun einmal an das Absolute, er glaubt, daß es möglich sei, „gleiche Existenzbedingungen für Alle" zu schaffen; er erstrebt diese „gleichen Existenzbedingungen für Alle", weil es ihm ein Dorn im Auge ist, daß hier auf Erden Leute herumlaufen, die

so viel Geld besitzen, daß sie dessen Zinsen nicht einmal verzehren können, während andererseits die große Mehrzahl der Menschheit unter Sorgen und Mühen das zum Leben Nothwendige sich sauer erringen muß, bisweilen noch nicht einmal in genügender Menge. Bebel will gleichen Genuß. Einen anderen Lebenszweck, wie den des Genießens, scheint es bei Bebel gar nicht zu geben. Denn so schreibt er z. B. S. 267:

„Ohne Arbeit kein Genuß, keine Arbeit ohne Genuß".

Denselben Gedanken hat er auch schon S. 87 mit folgenden Worten ausgedrückt:

„Nun begreift die Menschheit aber noch nicht, daß „Gleich-
„heit im Genuß" nur möglich ist, wenn Gleichberechtigung und
„Gleichheit in den socialen Existenzbedingungen be-
„stehen".

Lassen wir indes die Genußfrage vorläufig bei Seite und wenden wir uns vorläufig lediglich der im Kern allerschönstens aufgetischten socialdemokratischen Mahlzeit zu: Gleichheit in den socialen Existenzbedingungen! Was heißt das? Ich verstehe darunter die gleiche Arbeitspflicht, aber auch die gleiche Genuß- oder Consumtionsberechtigung. Mit einem Wort: Gleichheit von Production und Consumtion. Sehen wir uns dieses Allheilmittel nun einmal etwas genauer an, und lassen wir uns zu diesem Zweck von Bebel selbst in das Gedankenreich, dem es entstammt, einführen. Er schreibt Seite 267:

„Sobald die Gesellschaft im alleinigen Besitz aller Arbeitsmittel
„sich befindet, wird die gleiche Arbeitspflicht aller, ohne
„Unterschied des Geschlechts, das erste Grundgesetz
„der socialisirten Gesellschaft."

Aber nicht nur der Unterschied des Geschlechts wird verwischt, meine Herren, sondern auch jede Verschiedenartigkeit in der Berufsverrichtung hört auf, soweit dieselbe in körperlicher oder in geistiger Arbeit besteht. Jede Geistesarbeit, wie ich das nachher noch genauer zeigen werde, hat bei Bebel nur den Werth einer privaten Liebhaberei, ob das nun das „Verwaltungspersonal" (heute Regierungsbeamte genannt) ist, ob das die wissenschaftlichen Forscher irgend einer Fakultät, die Erfinder, Schriftsteller u. s. w. sind, das ist vollkommen gleichgültig: von ihnen allen wird ein gewisses Arbeitsquantum in körperlicher Arbeitsverrichtung erfordert. Bebel bekennt das auch ganz offen auf derselben Seite 267, wenn er sagt:

„Die Gesellschaft hat also das Recht zu fordern, daß jeder,
„der seine Bedürfnisse befriedigen will, auch nach Maßgabe seiner
„körperlichen und geistigen Fähigkeiten an der Erzeugung der
„Produkte zur Befriedigung der Bedürfnisse thätig ist."

Ja, wenn nun aber irgend jemand nicht will?, sei es, daß ihm die Arbeitsbedingungen nicht passen oder daß er zu faul ist? Denn mit der Arbeitsscheu wird auch eine socialisirte Gesellschaft zu rechnen haben, da es ja „nie möglich" sein wird, die „Bildung schädlicher Organismen absolut zu verhüten". Bebel giebt uns die nöthige Antwort auf diese Frage, indem er bekennt (S. 267):

„Der Socialismus stimmt einmal ausnahmsweise mit der „Weisung der Bibel überein, die sagt: Wer nicht arbeitet, „soll auch nicht essen".

Das Verdienst, dieses Geständniß Herrn Bebel entlockt zu haben, gebührt Eugen Richter. Unter dem donnernden Beifall des ganzen Reichstags stellte er Bebel vor die Nothwendigkeit, in dieser Hinsicht Farbe zu bekennen, und mit Recht sagte Richter in jener denkwürdigen Reichstagssitzung vom 6. Februar 1893, sobald Herrn Bebel jene Worte entschlüpft waren:

„Und da er (der einzelne Arbeiter) von niemandem Essen „bekommen kann als vom Staat, so heißt das: **Arbeitszwang bei „Strafe der Verhungerung.**"

Dieses harte „Vogel friß oder stirb" in des Wortes verwegenster Bedeutung geht ja auch schon hinlänglich hervor aus dem bereits citirten Satz:

„ohne Arbeit kein Genuß".

Es ist nett von Bebel, daß er dieses eiserne „Muß", dieses „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen" in sein Buch nachträglich mit aufgenommen hat; in den früheren Auflagen war es nicht zu finden. Dafür hat er dann wohl auch die Liebenswürdigkeit, gelegentlich den Aufdruck auf dem Titelblatt entsprechend zu corrigiren: vierundzwanzigste „unveränderte" Auflage.

Meine Herren! Was ist Herr Bebel bei aller seiner Menschenfreundlichkeit doch für ein hartherziger Mann, da er den Arbeitsscheuen ohne weiteres zum Hungertode verurtheilt; und was ist unsere heutige Ordnung des „privatcapitalistischen Blutsaugers und Ausbeuters" doch für ein ideal humaner Zustand, wo man, wenn auch keine angenehmen, Erziehungsmittel durch Haftstrafe, und, wenn das nicht hilft, durch Correktionsarbeit anwendet, um dem Arbeitsscheuen begreiflich zu machen, daß die gebratenen Tauben nicht in der Luft herumfliegen! Aber auch Bellamy, einer der größten Confusionsräthe, der je die Feder geführt hat, ist nicht ganz so blutdürstig wie Bebel; er schreibt nämlich in seinem Roman „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887" S. 102 der Reclam'schen Ausgabe:

„Ein Mensch, der fähig ist, Dienst zu thun, sich dessen aber „hartnäckig weigert, wird zu Isolirhaft bei Wasser und Brot ver„urtheilt, bis er sich willig zeigt".

Nun, ich bin überzeugt, die Gefängnisse würden überfüllt werden, sie würden gar nicht ausreichen die Häftlinge aufzunehmen, gegen die auf Strafen hat erkannt werden müssen, weil sie nicht, oder nicht genügend ihrer Arbeitspflicht obgelegen haben. Bebel ist ja freilich anderer Meinung; er ist überzeugt, daß in der socialisirten Gesellschaft jedermann sich so unendlich wohl fühlen wird, daß er mit Freuden und gern thut, was zu thun er schuldig ist, wobei er (Bebel) von der Ansicht ausgeht, daß durch eine centralistische Betriebsweise, durch eine Centralisation aller Produktionsgebiete eine so mächtige Förderung der Produktion — abgesehen von der fortschreitenden Technik — eintreten wird, daß die nothwendige Arbeitszeit nur auf ein geringes beschränkt werden könne.

Meine Herren! Mit dem Erfolg dieser centralistisch gestalteten Productionsweise werden wir uns gleich eingehend beschäftigen, — lassen Sie mich jetzt einmal, nachdem wir gesehen haben, welche ungeheure Zwangsanwendung in der socialisirten Gesellschaft Platz greifen wird, dem Bebel'schen Staatsbegriff etwas näher treten, von dem er ja behauptet, daß derselbe auf die künftige „Gesellschaft" keine Anwendung fände.

Wir haben bereits gehört, daß die Production und die Consumtion eine gleiche sein soll. Nun, wer regelt dies? Bebel giebt darüber S. 267 f. Auskunft:

„Um dies feststellen zu können, ist die Einrichtung einer „„Verwaltung" erforderlich, die alle Thätigkeitsgebiete der Ge„sellschaft umfaßt. Die einzelnen Gemeinden bilden hierfür zu„nächst eine zweckmäßige Grundlage, und wo dieselben so groß „sind, daß sie die Detailübersicht erschweren, dürfte man sie in „Bezirke theilen. Wie einst in der Urgesellschaft, so nehmen jetzt, „auf höchster Culturstufe, sämmtliche mündige Gemeindeangehörige, „ohne Unterschied des Geschlechts, an den vorkommenden Wahlen „und Ernennungen Theil und bestimmen die „Vertrauensper„sonen", welche die „Verwaltung" zu leiten haben. An der „Spitze sämmtlicher Local-„Verwaltungen" steht die Central„„Verwaltung" — wohlgemerkt: keine Regierung als Machtfactor „und herrschender Gewalt — sondern nur ein ausführendes „Ver„waltungs"-Collegium. Ob diese Central-„Verwaltung" „direct durch die Gesammtheit oder durch die Gemeinde-„Ver„waltungen" ernannt wird, ist sehr gleichgültig."

Das also ist die „Verwaltungs"-Organisation im Großen, aber bei Leibe keine „Regierung". Du meine Güte, wie unschuldigen Gemüts ist doch Herr Bebel! Er schafft sich einen großen Verwaltungsapparat, dem er die Befugniß zuerkennt, die Arbeitsscheuen sogar dem Hungertode zu überantworten, der eine so ungeheure Machtfülle besitzt, daß es ihm möglich werden soll die Production

zu regeln, — aber eine „Regierung", ein „Staat", besteht dennoch nicht! Und dabei sagt Bebel S. 264 klar und deutlich:

„Der Staat ist nur die Organisation der Macht zur Auf-
„rechterhaltung der jeweiligen Eigenthums- und socialen Herr-
„schaftsverhältnisse."

Sind denn um alles in der Welt die Zustände in der socialisirten Gesellschaft etwa keine „jeweiligen socialen Herrschaftsverhältnisse"? Ist es kein „Herrschaftsverhältniß", wenn unter Aufhebung auch des letzten Restes einer Freizügigkeit ich kommandirt werden kann dort und das zu arbeiten, was von der „Centralverwaltung" nach eingelaufenem Bericht der sich auf die Mittheilungen der „Vertrauensperson" stützenden „Localverwaltung" befohlen wird? Ist es kein „Herrschaftsverhältniß", wenn ich bestraft werden kann, nur weil ich den mich in meiner individuellen Freiheit bedrückenden Anordnungen irgend eines Consortiums nicht Folge gegeben habe?

Meine Herren! Wer das verneinen will, wer verneinen will, daß die socialistische „Gesellschaft" ein „Staat" in unserem heutigen Sinne sei, schwatzt blühenden Unsinn. Man kann sich die Regelung selbst des kleinsten Productionsbetriebes, nun gar der gemeinsamen Angelegenheiten eines großen Gemeinwesens, gar nicht anders denken als mit Machtentfaltung. Und je größer die Aufgaben sind, die ein Staatswesen in der Regelung der Lebensverhältnisse seiner Bürger sich stellt, desto größer muß seine Gewalt, und desto geringer wird die individuelle Freiheit seiner Bewohner sein. Wer von den Socialdemokraten nicht absolut verrannt und fanatisirt ist, sieht dies auch ein, und nicht zum letzten ist in dieser Hinsicht werthvoll, was ein weniger heißblütiger Socialdemokrat, C. A. Schramm, 1878 in der socialdemokratischen „Zukunft" Heft Nr. 17, S. 504, schrieb:

„Die Centralisirung von Production und Consumtion er-
„scheint bei einem weiten Gebiet und bei einer nach Millionen
„zählenden Bevölkerung **ohne militärischen Gehorsam, ohne blinde**
„Unterwerfung unter die Dispositionen der leitenden Behörde **gerade-**
„zu undenkbar. Eine derartige Organisation ist in der
„ganzen Entwickelungsgeschichte der Menschheit nicht da-
„gewesen; wo sich ähnliches gezeigt hat, **war Sklaverei und Unter-**
„jochung die Vorbedingung."

Aber trotz und alledem kein „Staat"!

Ob nun die Zusammensetzung der Verwaltung, die Bebel erstrebt, das bis ins letzte Detail durchgeführte Princip der Selbstverwaltung, nicht in manchen Punkten ernste Beachtung verdient, will ich dabei gar nicht bestreiten. Ich bin ganz entschieden der Meinung, daß unsere Selbstverwaltung noch weit entwickelungsfähiger

ist, daß sie noch viel mehr demokratisirt werden muß — wobei ich in erster Linie an die Ungeheuerlichkeit unserer hannoverschen Städteordnung denke, nach welcher die Magistratspersonen auf Lebenszeit gewählt werden — aber meine Herren, das auszuführen, würde mich zu weit führen. Mag man sich aber mit der Bebel'schen Demokratisirung der Gesellschaft noch so sehr befreunden, man wird nicht umhin können, auch hier wieder den Begriff des Absoluten zu verwerfen, wie andererseits auch ohnehin eine absolute Zufriedenheit nicht erreicht werden wird. Bebel sagt nämlich, indem er den Gedanken der Gliederung in der Verwaltung des centralistisch angelegten socialistischen Staatswesen weiterführt, S. 271:

„Die einzelnen Arbeitszweige und Abtheilungen wählen ihre
„„Ordner", welche die Leitung zu übernehmen haben. Das sind
„keine Zuchtmeister, wie die heutigen Arbeitsinspektoren und Werk-
„führer, sondern Genossen, die die ihnen übertragene verwaltende
„Function an Stelle einer producirenden ausüben. Es ist also
„keineswegs ausgeschlossen, daß bei vorgeschrittener Organisation
„und bei höherer Durchbildung aller Glieder diese Functionen ein-
„fach alternirende werden, die in gewissen Zwischenräumen nach
„einem bestimmten Turnus alle Betheiligten ohne Unterschied des
„Geschlechts übernehmen."

Meine Herren! Dies ist nun der höchste Grad der Phantasieleistung, die Bebel sich in der Ausmalung des socialistischen Gemeinwesens erlaubt. Wer dächte bei diesen Betrachtungen nicht an das alte Griechenland unter Perikles, als selbst die höchsten Staatsämter durch das Loos vergeben werden konnten! Indes besteht zwischen damals und jetzt doch ein gewaltiger Unterschied, und wie gesagt, es gehört eine gehörige Portion Naivetät dazu, es auszusprechen, daß es möglich sein würde, „alternirend nach einem bestimmten Turnus allen Betheiligten ohne Unterschied des Geschlechts" die Theilnahme an der Staatsleitung, im Großen wie im Kleinen, in Aussicht zu stellen und zwar ehren- und nebenamtlich, nachdem man vorher das gesammte Regierungspersonal zur Verrichtung des auf jeden einzelnen entfallenden Productionsantheils angehalten hat! Die künftigen Arbeitsinspektoren und Werkführer sollen allerdings von dieser Arbeitspflicht verschont sein, — sie sind also am besten daran.

Meine Herren! Aber weiter, wie lächerlich! Der kleinste Posten, schließlich auch der des letzten Bogenschreibers, soll durch Wahl besetzt werden! Bebel ist freilich der Meinung, daß es „sehr gleichgültig" sei, ob die Wahl der Mitglieder der Verwaltung, wobei er freilich nur an die Centralverwaltung denkt, „direct durch die Gesammtheit oder durch die Gemeindeverwaltungen" erfolgt. Ich aber meine, daß gerade darauf sehr viel ankommt. Denn ist es

nicht naheliegend, daß in den einzelnen Gemeindeverwaltungen sich Ringe, Gruppen und Parteien bilden, die mit einander wetteifern werden aus Gründen äußeren Ehrgeizes — um nur diesen sittlichen Trieb hervorzuheben — die Verwaltung in ihre Hände zu bekommen, und daß sich dieses Ringsystem um die Gemeindeverwaltungen weiter schlingt, sich ausbildend zu einem regelrechten System? Und dann werden, das ist unausbleiblich, alle Künste der Corruption spielen, man wird Erleichterungen begehren, wenn man dem oder jenem Candidaten seine Stimme geben soll, und man wird in diesen Anforderungen um so weiter gehen, je weniger zufrieden sich die Verhältnisse des Staatswesens gestalten. Meine Herren, diese Verhältnisse werden eintreten, müssen eintreten, denn die radikale Alternirung in der Besetzung der Verwaltungsstellen soll ja erst „bei vorgeschrittener Organisation und bei höherer Durchbildung aller Glieder" Staatsgrundgesetz werden. Bis dahin aber hat es gute Weile, und Herr Bebel bejaht ja auch keineswegs, daß die socialistische Gesellschaft zu dieser Höhe gelangen wird. Man ist also auf die Befähigten angewiesen, die dann schon verstehen werden, eine Art Dictatur für sich herauszubilden.

Man ist an Wahlen gebunden. Schön, welches Princip wird da entscheiden? Das einfache Majoritätsprincip? Das ist anzunehmen. Aber was nicht anzunehmen ist, das ist, daß die Wahlen einstimmig erfolgen werden. Die Minderheit wird also einfach vergewaltigt, wird rechtlos gemacht, bekommt die Macht der „jeweiligen socialen Herrschaftsverhältnisse" zu schmecken. Und trotz alledem und alledem kein „Staat", trotzdem und alledem der Wahn, daß eine unbedingte Zufriedenheit bestehen wird!

Nun, meine Herren, uns kann das nicht trügen. Wir wissen, welche ungeheure Macht die Staatsgewalt im socialistischen Gemeinwesen besitzen und ausüben wird, und deshalb bedanken wir uns schönstens für diese Zwangsgemeinschaft. Ich bin auch überzeugt, daß dem denkenden Arbeiter, wenn er sich unbefangenen Auges vergegenwärtigt, was in der Gefolgschaft des Herrn Bebel seiner harrt, die Lust an dem socialdemokratischen Zukunftsstaat, um dieses Wort nunmehr zu gebrauchen, vergeht. Meine Meinung von dem deutschen Arbeiter ist eine zu hohe, als daß ich annehmen könnte, selbst wenn, was aber nicht der Fall ist, die socialistische Gesellschaft ihm die Lebensgenüsse in ausgedehntester Fülle darböte, **daß er für dieses Linsengericht seine männliche Selbständigkeit, seine politische Freiheit, zu opfern vermöchte.** Ich bin überzeugt, daß er lieber in redlichem Mühen durch ernste Arbeit sich bestrebt, sein Leben auskömmlich zu fristen, wenn er dabei das stolze Bewußtsein haben kann, daß er selbst sein Schicksal lenkt und als freier unbezwungener Bürger nach bester Ueberzeugung mitwirken kann an einem guten fortschrittlichen Ausbau unseres Vaterlandes.

Meine Herren! Der socialdemokratische Staat wäre also fertig! Jeder soll gleich viel produciren, und jeder soll gleich viel consumiren. Beschäftigen wir uns erst mit der Production, und stellen wir die Genossen an die Arbeit. Meinen sie nicht, daß sich jetzt nicht sofort das Solidaritätsgefühl der socialistischen Gesellschafft in den krassesten Egoismus kehren wird? Darüber bin ich mir wenigstens keinen Augenblick im Zweifel. Wenn man das Princip der „Gleichheit in den socialen Existenzbedingungen" richtig auf alle Fälle anwenden will, und das muß man doch, dann kommt man nun einmal nicht davor weg, nun auch die gleiche Annehmlichkeit in der Erwerbsverrichtung zu gewährleisten. Das wird sich jedes halbwegs verständige Mitglied des Zukunftsstaates schon von selbst sagen und daher nur nach einem Unterkommen unter möglichst leichten Arbeitsbedingungen trachten. Die Folge wird sein, daß schwere oder unangenehme Arbeiten niemand verrichten will. Gemacht müssen sie aber werden! Was nun thun? Bebel ist schnell mit einer Antwort bei der Hand. Er ist ja der Meinung, indem er in einer Fußnote Seite 322 gegen Eugen Richter polemisirt:

„Wir brauchen nicht andere Menschen (Engel) aber klügere
„und einsichtigere Menschen als die meisten heute sind"

daß er diese „klügeren und einsichtigeren Menschen" auch thatsächlich haben wird. Er meint daher auch, daß er nur zu kommandiren braucht „Freiwillige vor", daß sich die guten Leutchen dann schon förmlich darum reißen werden, wer Straßenfegen, Exkrementetransport oder gefährliche Verrichtungen besorgen soll. Es heißt in dieser Hinsicht Seite 279:

„Werden Unternehmungen ins Werk gesetzt, bei denen Ge-
„fahren in Aussicht stehen, so giebt es ohne Zweifel Freiwillige
„in Menge".

Wer's glaubt, bezahlt einen Thaler. Bebel selbst ist seiner Sache denn auch keineswegs ganz sicher, denn er sieht sich auf Seite 291 bereits zu der Wendung genöthigt:

„Und sollten sich die nöthigen Kräfte freiwillig nicht finden,
„dann tritt für jeden die Verpflichtung ein, sobald die Reihe
„an ihn kommt, seine Leistung zu vollziehen".

Natürlich, das ist ja auch das einfachste: „Und bist du nicht willig, dann gebrauch' ich Gewalt".

Bellamy stimmt auch in dieser Hinsicht mit Bebel nicht überein, er will keinen Zwang, sondern versucht es mit Prämien. Damit bekundet Bellamy zweifellos eine sehr richtige Erkenntniß der im Menschen schlummernden Triebfedern, wenngleich die volkswirthschaftlichen Gedanken, die er dabei verräth, einen Stein erbarmen können. Er sagt nämlich Seite 77:

„Sie (die menschliche Natur) ist immer noch so beschaffen,
„daß besondere Reizmittel in der Gestalt von Preisen und zu
„erringenden Vortheilen erforderlich sind, um beim Durch-
„schnittsmenschen in irgend einer Richtung die höchste Anspannung
„seiner Kräfte hervorzurufen".

Es ist daher ganz folgerichtig ausgedacht, wenn er vorher, Seite 55, zu folgender Theorie gelangte:

„Wenn irgend eine besondere Verrichtung so anstrengend
„oder drückend ist, daß, um ihr Freiwillige zuzuführen, das Tage-
„werk in derselben auf 10 Minuten herabgesetzt werden
„müßte, so würde es geschehen. Wenn selbst dann noch niemand
„willens sein würde sie zu thun, so unterbleibt sie.(!) Aber
„thatsächlich reicht natürlich eine mäßige Herabsetzung der
„Arbeitszeit oder die Gewährung anderer Vorzüge hin,
„die nöthigen Freiwilligen für irgend eine der Menschheit noth-
„wendige Verrichtung zu sichern".

Meine Herren! Um die Divergenz, die uns in diesen beiden Meinungen, von Bebel und Bellamy, entgegentritt, richtig würdigen zu können, muß man daran denken, welche verschiedenen Werththeorien von diesen beiden erleuchteten, „wissenschaftlichen" Herren aufgestellt werden.

Bellamy's Werththeorie richtet sich nach dem physischen Kräfteverbrauch, der mit irgend einer gegebenen Arbeitsverrichtung verbunden ist; darnach will er denn auch die Arbeitszeit eingetheilt sehen. Nach ihm müßte also in der socialisirten Gesellschaft eine. von wissenschaftlichen Autoritäten aufgestellte Scala je nach dem ermittelten Kräfteverbrauch bestimmen, wie lange in den einzelnen Berufszweigen gearbeitet werden soll, ähnlich, wie unsere maschinellen Hülfskräfte eine Pferdekraft als Einheit haben. Dabei kämen beispielsweise die Schmiede und Schlosser fein weg, während die armen Buchbinder womöglich den ganzen lieben Tag am Kleistertopf zu stehen hätten. Von Gleichheit kann da natürlich keine Rede mehr sein. Deshalb kann Bebel sich mit diesen Glossen auch nicht befreunden, dafür ist er viel zu sehr radikaler Demokrat. Er hat eine andere Werththeorie, und zwar die seines verstorbenen Freundes Karl Marx, die zu folgender These zusammengestellt ist:

„Die Werthgröße einer Waare wird nur bestimmt durch das
„Quantum gesellschaftlich nothwendiger Arbeit, oder die
„zur Herstellung eines Gebrauchswerthes gesellschaftlich nothwendige
„Arbeitszeit".

Unter „gesellschaftlich nothwendiger Arbeitszeit" versteht Marx

„Arbeitszeit, erheischt, um irgend einen Gebrauchswerth mit den
„vorhandenen gesellschaftlich „normalen" Produktions-
„bedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von
„Geschick und Intensivität der Arbeit herzustellen."

Meine Herren! Wir sehen also, daß in der socialisirten Gesellschaft lediglich die Arbeitszeit preisbildend sein soll, zwar mit der Maßgabe, daß während derselben nur ein „Durchschnittsgrad" von Geschick und Intensivität" verlangt wird, derart, daß ein besonders geschickter oder fleißiger Arbeiter, durch eine vielleicht prozentual über den Durchschnittsgrad gesteigerte Arbeitsleistung, berechtigt sein würde, dementsprechend die Arbeitszeit zu kürzen, während ein Faullenzer zu längerer Arbeitsdauer verurtheilt werden würde. Diese Werththeorie paßt ja in die Logik der socialdemokratischen Gedankenwelt wundervoll hinein, ja, mit dieser Werththeorie hat Marx die Grundlage für die socialistische „Wissenschaft" gegeben, — aber entspricht dieselbe vernünftigen volkswirthschaftlichen Anschauungen?

Unter unseren heutigen, durch „immanente Gesetze" herbeigeführten Verhältnissen erhält eine Waare ihre Werth- oder Preisbestimmung nach Maßgabe ihrer relativen Seltenheit und des Verhältnisses von Angebot und Nachfrage. Irgend eine in absoluter Fülle vorhandene Waare hat keinen Werth, wie beispielsweise Licht und Wasser, aber gerade bei dem Wasser haben wir vielfach Gelegenheit zu constatiren, daß, sobald es relativ selten wird, es Werthabschätzungen erfährt. So erinnere ich mich, daß in Emden in Ostfriesland, Mitte der 80er Jahre, als eine allgemeine Wassersnoth eingetreten war, ein wenige Liter enthaltender Eimer Brunnenwasser mit 25 Pfennigen bezahlt wurde. Wenn nun dieser Zustand der relativen Seltenheit des Wassers ein andauernder sein wird, dann würde sofort, eben vermöge des eingetretenen Werthverhältnisses, die Industrie auf Mittel und Wege sinnen, das entstandene Bedürfniß zu befriedigen.

Auch der Grund und Boden hat seine Werthbezeichnungen erst von jener Zeit an angenommen, als die Menschen in eine höhere Culturphase eingetreten waren und zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse Ackerbau trieben. Von dieser Zeit an wurde der Grund und Boden relativ selten, er bekam „Werth", während in grauer Urzeit, als niemand wußte, was er mit dem Grund und Boden anfangen sollte, als man sich zu seinem Lebensunterhalt damit begnügte, was die üppige Vegetation einem bot, er niemanden zum Besitz anreizte, eben weil er in absoluter Fülle vorhanden, und deshalb werthlos war.

Meine Herren! Der Werthbegriff an sich wird also bedingt durch die relative Seltenheit einer Waare, während hingegen das Regulativ des Werthmaaßes, des Tauschwerthes, des Preises einer Waare sich, bei einer im gewissen Umfange vorhandenen Production, vornehmlich richtet nach dem sich äußernden größeren oder geringeren Bedarf, nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Diese Werththeorie muß nothwendig dazu führen, daß überall das Bestreben sich geltend macht Bedürfnisse zu entdecken und neue

zu wecken, um durch die Ausdehnung der Produktion dieselben befriedigen zu können. Das liegt in der Natur des Menschen, und deshalb ist diese Werththeorie die Grundlage unserer volkswirthschaftlichen Wissenschaft, weil eben nur sie allein durch die, der moralischen und wirthschaftlichen Kraft des Einzelnen gegebenen Freiheit zu voller Entfaltung, den Fortschritt der Cultur gewährleisten kann. Wer daher diese Werththeorie aufhebt, unterbindet diese Voraussetzung, unter der es dem Menschen möglich ist, wirksam zu sein ohne zurückschreiten zu müssen. Deshalb liegt gerade in diesem Punkte wirthschaftlich das bedeutsamste Moment gegen den absoluten Socialismus, eben weil er in dem Menschen jedes Eigeninteresse vernichtet.

Streng absolut soll das Eigeninteresse nach Bebel bezw. nach der Marx'schen Werththeorie allerdings nicht ausgerottet werden, denn er will ja die Möglichkeit offen lassen, daß die Fleißigen oder die weniger Bedürfnißbedürftigen zu einer verkürzten Arbeitszeit gelangen, wie er das ja auch S. 287 bezüglich der letzteren sagt mit dem Satz:

„Findet er, daß seine Bedürfnisse geringer sind als was er „für seine Leistungen erhält, so arbeitet er entsprechend kürzere Zeit".

Was ist das aber anders als das verhaßte Accordsystem! Und dann, meine Herren, vorausgesetzt, daß jedermann nur streng nach Neigung beruflich thätig ist, wird da in den meisten Fällen der „Fleiß" nicht ein Produkt der von der Natur verliehenen besseren Begabung sein? Ich neige entschieden zu dieser Meinung. Nun will aber doch Bebel jede möglicherweise aus Gründen der natürlichen Veranlagung bestehende Verschiedenheit in den „socialen Existenzbedingungen" beseitigen! Wir müssen diese Frage angesichts der vorliegenden Widersprüche also offen lassen, und müssen abwarten, ob Bebel in einem vorgeschritteneren Stadium der „geistigen Mauserung", nicht eine zufriedenstellende Aufklärung geben wird.

Meine Herren! Also gleiche Produktion, bis auf die eben gezeigte kleine Abweichung. Aber auch gleiche Consumtion. Ich bin der Betrachtung darüber ja schon etwas vorausgeeilt mit der Auseinandersetzung über den Werthbegriff; und wenn ich dabei zu dem Endresultat kam, daß die socialistische Produktionsweise aus Gründen, die in der menschlichen Natur nun einmal begraben sind, durch die von ihr bewirkte Vernichtung jeden Eigeninteresses unmöglich ist, so wird uns dies ganz besonders klar, wenn wir hören, wie Bebel sich die Regelung der Consumtion denkt. Er sagt dazu S. 287:

„Irgend ein Zertifikat, ein bedrucktes Stückchen Papier, Gold „oder Blech bescheinigt die geleistete Arbeitszeit, und setzt den Inhaber „in die Lage, diese Zeichen gegen seine Bedürfnißgegenstände von „der verschiedensten Art auszutauschen".

Auf S. 289 sagt er dann noch:

„Ist jemand von der Natur so stiefmütterlich behandelt, daß „er beim besten Willen nicht zu leisten vermag was andere leisten, „so kann ihn die Gesellschaft für die Fehler der Natur nicht strafen. „(Also dem Herrgott wird seine Arbeit corrigirt!) Hat umgekehrt „jemand durch die Natur Fähigkeiten erhalten, die ihn über andere „erheben, so ist die Gesellschaft nicht verpflichtet zu belohnen, was „nicht sein persönliches Verdienst ist.

Ich mache hierbei darauf aufmersam, daß, wie ich es ja schon ausführlich nachgewiesen habe, dieser letzte Satz nicht ganz zutreffend ist, als ja thatsächlich eine Vergünstigung in Aussicht gestellt ist durch, bei großem Fleiß abgekürzte Arbeitszeit und umgekehrt; hervorragender Fleiß aber, sofern er nicht hervorgerufen ist von dem rein persönlichen Verdienst der Gewissenhaftigkeit und des Pflichtsbewußtseins, Eigenschaften, die man in der socialisirten Gesellschaft vergeblich suchen wird, in der Regel auf besonderen von der Natur verliehenen Fähigkeiten beruht. Ein Schwächling wird es nie zur abgekürzten Arbeitszeit bringen können, sondern stets verurtheilt sein, seinen armen, kranken, schwächlichen Körper, um einmal im von Menschenfreundlichkeit triefenden Jargon der „toleranten" Herren Socialdemokraten zu reden, durch die ganze Spanne der von der Central-„Verwaltung" festgesetzten Arbeitszeit zu schleppen. Im übrigen aber, was die Genußfrage betrifft, wird ein Unterschied nicht gemacht, sondern jeder bekommt das gleiche Zertifikat in „Papier, Gold oder Blech". Nach unserem Sprachgebrauch nennt man das „Lohn", denn auch unser Geld ist ja weiter nichts als die durch Arbeit erworbene Anweisung in Papier, Gold oder Silber auf die von mir benöthigten Bedürfnißgegenstände. Das was ich nicht gebrauche, bringe ich auf die Sparkasse, von wo es anderweit zu Unternehmungen angelegt wird und neue Arbeitsgelegenheiten schafft. Aber dieses „Zertifikat" das Herrn Bebel, in „Papier, Gold oder Blech", ist bei Leibe kein „Lohn"; wenn man das behaupten will, dann wird Herr Bebel aufgeregt, und derjenige, der es behauptet, ist ein ausgemachter Dummkopf. Das ist hier mit dem Begriff „Lohn" akurat so wie mit dem Begriff „Staat". Indes kann uns das nicht hindern, dennoch zu sagen, was der Wirklichkeit entspricht.

Meine Herren! Es giebt also gleichen „Lohn". Dabei ist aber vorher auch noch ein anderes Moment zu beachten. Die Socialdemokraten fabuliren nämlich heute so unendlich viel davon, daß der Arbeiter Anspruch auf den „vollen Ertrag" seiner Arbeit habe. Der kann aber auch in der socialisirten Gesellschaft nicht gegeben werden. Denn die Kosten der Verwaltung der Altersversorgung, sowie aller Aufwendungen, die im Interesse der Gesammtheit gemacht werden, müssen von dem Arbeitsertrage doch vorweg abgezogen werden. Wir werden später noch sehen, welche großartigen Projekte Herrn Bebel in dieser Hinsicht im Kopfe herumspuken, und zu welcher unerhörten

Verlängerung der Arbeitszeit er kommen muß für diejenigen, die in der Industrie der Lebensmittel und nothwendigen Consumartikel thätig sind.

Den „vollen Ertrag der Arbeit" wird es also auch in der socialisirten Gesellschaft nicht geben; ebensowenig wie heute, wo Capital- und Unternehmergewinn vorweg genommen wird. Im übrigen giebt es aber „gleichen Lohn". Nun, und damit ist auch das Schicksal des socialdemokratischen Zukunftsstaates besiegelt, denn wenn ich durch eine pflichtgemäße Verwerthung der mir innewohnenden Fähigkeiten und Kräfte mich nicht zu besseren Lebensstellungen emporschwingen kann, dann nimmt man mir jeden Sporn und Antrieb zu reger Kraftenthaltung. Ich habe ja auch schon hervorgehoben, daß wegen der auf Arbeitsscheu und Faulheit angewandten Strafen die Gefängnisse überfüllt sein werden.

Aber Bebel meint, daß die Menschheit gar nicht so „beutegierig" sei, und verweist zu diesem Zweck auf die Robert Koch'schen Entdeckungen, wobei er der Ansicht Raum giebt, daß für Koch es geradezu ein Beleidigung sei, wenn jemand behaupten wolle, daß er seine Forschungen nur des Geldgewinnes wegen angestellt habe.

Daß Bebel doch immer ins Extrem gehen muß! Keineswegs wird jemand eine derartige Behauptung aufstellen wollen, ebenso wenig wie jemand wagen wird zu behaupten, daß Bebel sein Buch, welches ich heute behandle, lediglich des Gelderwerbs halber geschrieben habe. Nein! Es hat noch zu allen Zeiten Männer gegeben, die dem Trieb der in ihnen schlummernden Kräfte nachzugehen sich für verpflichtet gehalten haben, lediglich, um nach bester Ueberzeugung ihren Mitmenschen zu dienen; ja sie sind in Noth und Elend gegangen, haben Schande und Schmach, Verhetzungen und Verfolgungen ertragen ihrer Ueberzeugung wegen, — aber das alles ist doch kein Beweis, daß nun die ganze Menschheit fähig sein wird in selbstloser Hingabe unter die Knute zuchthäuslerischer Staatszustände und in zufriedener Entgegennahme des, was ihr behördlicherseits zum Lebensunterhalt gegeben wird, in gleichem Maaß für alle Menschen, einen hinlänglichen Trieb zu erblicken, genau so zu handeln wie die edelsten und größten Geister, die die Menschheit je besessen hat! Das ist eine Utopie! Und deshalb wird eine Minderproduktion die nothwendige Folge sein, eine Minderproduktion von so colossalem Umfange, daß sie selbst durch die raffinirteste Ausbildung des technischen Hülfswesens nicht wird ausgeglichen werden können.

Meine Herren! In dieser Hinsicht liegen ja ganz interessante Erfahrungen vor, theils von den Gefängnissen und Zuchthäusern, theils von den Militairwerkstätten. Gerade die Verhältnisse der Strafanstalten sind sehr geeignet zur Anwendung auf die unausbleiblichen Folgen, denen die socialisirte Gesellschaft verfallen wird. Wir

sehen hier gleiche Produktion, wir sehen aber auch gleiche Consumtion; wir sehen ein ungeheueres Defizit, und wir sehen den üblichen Zwang. Wir sehen aber auch, daß, um den Arbeitseifer anzuspornen, Leistungen über das vorgeschriebene Pensum besonders honorirt werden. Diesen Mehrverdienst kann der Sträfling sich gut schreiben lassen, in welchem Falle ihm die verdiente Summe bei seiner Entlassung ausgezahlt wird; oder aber er kann ihn zur Beschaffung besonderer Genuß- bezw. Lebensmittel verwenden, soweit deren Consum über die verabfolgte Anstaltskost erlaubt ist. Was aber die Militairwerkstätten betrifft, so haben wir ja vor kurzem erfahren, daß das Kriegsministerium sich hat überzeugen müssen, daß die Civilhandwerker, auf die alles das zutrifft, was ich bezüglich der Förderung der Produktion an Eigenschaften, die in der menschlichen Natur begründet sind, hervorgehoben habe gegenüber dem alles zerstörenden, öden Schematismus des absoluten Socialismus, billiger, d. h. produktiver, zu arbeiten vermögen wie die Militairwerkstätten. Wir dürfen daher die Hoffnung hegen, daß die bezügliche Forderung unseres Programms möglichst bald der Verwirklichung entgegen geführt wird. Damit wäre zwei Seiten gedient: dem steuerzahlenden Publikum und dem Handwerkerstand.

Meine Herren! Ein Freund hat mir einmal ein ganz sinniges Beispiel erzählt. Er sagte zu mir: „Wenn man sich ein Schulkind vergegenwärtigt, welches in der Schule um einen Platz heraufgerückt ist, dann wird es große Eile haben um nach Hause zu kommen und schon von Weitem den Eltern die Freudenbotschaft entgegenrufen: „Ich bin in der Schule einen heraufgekommen". Selbstverständlich freuen sich die Eltern darüber; denn was zeigt uns die Steigerung um einen Platz? Daß das Kind seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, gut gelernt, alle seine Obliegenheiten gut erfüllt und sich eines befriedigenden Wandels befleißigt hat. Das Heraufrücken um einen Platz ist also eine directe Anerkennung, ein „Lohn", der dem Kinde zu Theil wird auf Kosten seiner Mitschüler. Dies sagt sich das Kind auch selbst, und deshalb, theils zur inneren Befriedigung, theils um den Eltern auch weiterhin Freude zu machen, wird die einmal erfahrene Anerkennung für das Kind gleichzeitig ein Sporn sein, auf dem beschrittenen Wege weiter fortzufahren und so zur höchsten Leistung, dessen es fähig ist, sich zu entwickeln". Ich muß gestehen, daß dieses Beispiel äußerst glücklich gewählt ist. Und sehen Sie, meine Herren, im socialdemokratischen Zukunftsstaat kann niemand „einen heraufkommen", und deshalb wird sich der Menschheit ein allgemeiner Phlegmatismus bemächtigen mit denjenigen Folgen, die ich bereits angedeutet habe.

Die Frage des gleichen Lohns, der gleichen Consumtion, macht den Herren Socialdemokraten denn auch weit mehr Kopfschmerzen als sie zugestehen wollen. Die Arbeiter fangen nachgerade an zu begreifen, daß, wenn heutigen Tages gegen die „Ausbeutung" von Seiten des

Capitalismus eifert, eine „Ausbeutung", gegen die es doch wenigstens noch ein Mittel giebt, nämlich die Arbeiterorganisation, dieselbe verschwindend gering sein wird gegen die Ausbeutung, die in der socialisirten Gesellschaft stattfinden wird von Seiten der Untüchtigen und Faulen auf Kosten der Geschickten und Fleißigen. Deshalb klammern sich ja auch schon die Herren Führer angstvoll an das bischen Privatbesitz an, das im socialdemokratischen Zukunftsstaat dem einzelnen Menschen beschieden sein wird, und das nur ein sehr geringes mehr sein wird als das bischen Kleidung, das er nothwendig gebraucht, indem sie dabei entrüstet ausrufen: „Ei, das ist ja gar nicht wahr, daß wir „alles" Privateigenthum aufheben wollen, das ist nur eine der vielen Verleumdungen unserer Gegner"! Es ist dies ja eitel Rabulistik, aber es ist auch ein Symptom in der Entwickelung der Socialdemokratie, das nicht unterschätzt werden darf, denn wenn das Privateigenthum im Princip einmal zugestanden ist, dann wird es sich schließlich nur noch darum handeln, wo die Grenze gezogen werden soll. Und da war für mich von ganz besonderem Interesse, was ich im „Freiland" vom 18. September d. J. fand in einem Bericht, den der Bodenreformer Dr. Heinrich Wehberg über Discussionen erstattete, die er mit dem Socialdemokraten Dr. Lütgenau gehabt hat. Es heißt da u. a.:

„Am ersten Discussionsabend leitete Dr. Lütgenau die Dis-
„putation ein mit einer Erörterung des alten socialdemokratischen
„Programms, wobei der Redner zugab, daß eine vollkommene
„Gleichheit nicht möglich. Interessant waren auch die Diffe-
„renzen zwischen ihm und einigen seiner Genossen über das Maaß
„des im kommunistischen Staate gestatteten Privateigenthums. Während
„ein Sprecher nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse
„zugestehen wollte, meinte Lütgenau, **selbst ein Haus könne Privat-**
„eigenthum sein." (!)

Nun, wenn die Herren schon so weit in der Bildung der Privatkapitalien gehen, dann verstehe ich nicht, wieso sie noch gegen unsere heutigen privatwirthschaftlichen Verhältnisse ankämpfen wollen. Mit dem von Lütgenau gegebenen Zugeständniß hört er überhaupt auf Socialist zu sein!

Meine Herren! Abgesehen nunmehr von dieser Frage, und abgesehen, daß die Verminderung der Production durch den Zustand der absoluten Concurrenzlosigkeit bei unbefangenen Leuten gar keinem Zweifel begegnet — Bebel glaubt nun einmal durch eine großartig durchgeführte Centralisation aller Productionszweige alle etwaigen Scharten auswetzen und zu einer colossalen Steigerung der Production gelangen zu können. Er beruft sich dabei wiederum auf eine „Autorität", auf einen „Gelehrten", den in der wirklich „wissenschaftlichen" Welt niemand ernst nimmt. Herr Hertzka

ist es, der Freiland-Schwärmer, der wegen seiner bodenreformerischen Gespinste sich schon manchen Spott ernster Leute zugezogen hat. Dieser weise Herr liefert in einem Buche „die Gesetze der socialen Entwickelung" eine Berechnung, nach welcher er verkündet, daß ganz Oesterreich, so wie es heutigen Tages leibt und lebt, bei entsprechend rationeller Gestaltung der Produktionsweise, — wenn, ausgeschlossen derjenigen unter 16 und über 50 Jahre, nur sämmtliche Männer, nicht etwa auch Frauen, produktiv thätig sein würden, — bei nur $2^1/_5$ stündiger durchschnittlicher täglicher Arbeitszeit wunderbarschön erhalten werden könnte. Das ist nun was für Bebel! Flugs setzt er sich denn auch hinter dieses Exempel, das er natürlich ohne weiteres für richtig annimmt, — derjenige, der die Richtigkeit anzuzweifeln wagt, ist ein durchaus „unwissenschaftlicher" Schwachkopf — und führt aus, daß so und so viel Mann über 50 und unter 16 Jahre mitarbeiten können, vor allen Dingen aber zu einem großen Theile auch die Frauen; daß die Technik sich, man weiß ja noch gar nicht wie, noch außerordentlich entwickeln und ebenfalls zu einer nicht unwesentlichen Steigerung der Produktion beitragen wird, daß, alles dieses in Betracht gezogen, die Arbeitszeit sich unter $2^1/_5$ Stunden pro Tag noch ganz erheblich wird reduciren lassen.

Meine Herren! Ist es nothwendig, auf diese Phantastereien besonders einzugehen? Ich denke nicht, sondern bin der Meinung, daß der Großbetrieb, von dem ja auch wir alle Tage sehen was er zu leisten vermag, wie denn ja auch das ganze Beweismaterial der Herren Bebel und Genossen aus dem unter den Verhältnissen des Individualismus, in unserer gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung, Erreichten entnommen ist, ebenfalls eine Grenze hat, über die hinaus er in seiner Produktivität nicht schreiten kann. Ganz besonders ist es aber auch irrig anzunehmen, nun alle Arbeitsverrichtung im Wege des centralistischen Großbetriebes herstellen zu können. Nein, meine Herren, der Kleinbetrieb wird nie aufhören. Gewiß wird der Großbetrieb sich noch weiter entwickeln und alles nur irgendwie auf dem Wege des Mechanischen Herstellbare an sich reißen, aber den individuellen Geschmack kann der Großbetrieb nicht befriedigen. Dazu bedarf es des Kleinbetriebes, der allein fähig ist, auf individuelle Eigenheiten in Kleidung, Wohnung und allen möglichen Gebrauchsgegenständen gebührend Rücksicht zu nehmen; und namentlich in der gegenwärtigen Zeit nehmen wir es wieder wahr, daß der großartige Raubzug, den bei seinem ersten Anlaufe die Maschine auf dem Gebiete des handwerklichen Lebens verübte, wieder rückläufige Bewegungen annimmt zu Gunsten der Handarbeit. Der heutige Geschmack ist eben übersättigt an dem geisttötenden, langweiligen, das gebildete Auge verletzenden Einerlei des öden Schematismus, welcher das sprechende Symptom alles Maschinenwesens ist. Ganz besonders falsch ist aber die socialistische Deduktion hinsichtlich der Landwirth-

schaft. Da ist es gerade das Latifundienwesen, der Großgrundbesitz, der viel unproduktiver wie der kleinbäuerliche Besitz ist. Deshalb ist es auch im Interesse des Nationalwohlstandes gehandelt, wenn wir uns mit aller Macht der künstlichen Gebundenheit des Grundbesitzes entgegenstemmen durch Bekämpfung namentlich des Fideicommißwesens.

Zu der Frage der Produktivität der landwirthschaftlichen Betriebsweise giebt übrigens auch der Socialdemokrat Kautsky in seinem 1892 bei J. H. W. Dietz in Stuttgart erschienenen Buche: „Das Erfurter Programm" einen sehr bemerkenswerthen Belag. Es heißt da nämlich S. 4, nachdem vorher allerhand verworrenes Zeug über etwaige ergebnißreichere Bodenbestellung durch Maschinen gebracht ist, wörtlich:

„Die Bodenbestellung wird aber unter diesen Umständen „(Kleinbetrieb) um so sorgfältiger sein, sie wird einen um so „reicheren Ertrag abwerfen, je freier der Bebauer über sein Grund„stück verfügen kann, und je voller ihm der Ertrag der Bearbeitung „und Verbesserung seines Ackers zu Theil wird."

Das mögen sich ganz besonders unsere Bauern merken, auf deren Fang es ja neuerdings von socialdemokratischer Seite mit Macht abgesehen ist. Aber außerdem: Welcher ungeheure Stoß wird durch dieses Kautsky'sche Geständniß dem socialistischen Princip gegeben, und **welches hohe Lob bringt er mit demselben der Produktivität der privatcapitalistischen Betriebsweise! Das ist es ja aber auch gerade: Politische Freiheit und wirthschaftliche Selbständigkeit, die beiden einzigen Factoren, die uns einen Culturfortschritt gewährleisten können, — sie sollen von der Socialdemokratie im blinden Unverstand vernichtet werden.**

Lassen wir indes hinsichtlich der Produktivität des centralistischen Großbetriebes aus Heft 18 der „Zukunft" von 1878 einmal den bereits erwähnten Socialdemokraten C. A. Schramm sprechen.

„Neben der eingehendsten Geschäfts- und Menschenkenntnis „gehört schon jetzt ein großartiges Organisationstalent dazu, einen, „verschiedene Produktionszweige zu gleicher Zeit umfassenden Be„trieb in Gang zu bringen und im Gange zu erhalten. Wie ver„schwindend klein sind aber nicht die größten bestehenden Fabrik„etablissements im Vergleich zu dem geplanten communistischen „Staatsbetriebe! Wer sich in dieser Beziehung dem blinden Ver„trauen hingiebt, es werde sich alles von selbst finden und machen, „braucht nur an die vielen Fehler zu denken, welche fast bei jedem „genossenschaftlichen Unternehmen zuerst gemacht werden, der braucht „nur an die colossalen Mißgriffe zu denken, welche bei der „Wahl der leitenden Personen zuerst fast unausbleiblich „sind, (und trotzdem „alternirende" Besetzung!) um zu der Ueber„zeugung zu gelangen, daß ein Staatsbetrieb, von dessen rich-

„tiger und zweckentsprechender Leitung die Versorgung aller mit „den nothwendigsten Genußmitteln abhängt, zu solchen Experi„menten und Versuchen nicht schreiten darf, da ja jeder „im Großen fühlbare Mißerfolg sofort dem System oder den oben„stehenden Leitern in die Schuhe geschoben werden würde. Die „unausbleibliche Folge wäre allgemeine Unzufriedenheit, „Wechsel der leitenden Personen und damit auch des ein„geschlagenen Organisationsplanes, neue Versuche, neue „Mißerfolge."

Diese Schramm'sche Theorie ist unzweifelhaft richtig, weshalb ja auch wir Freisinnigen z. B. so entschiedene Gegner des Eisenbahnverstaatlichungsplanes gewesen sind, eben weil es eine durchaus verfehlte Politik ist, die Finanzen eines großen Staatswesens abhängig zu machen von den schwankenden Einnahmen eines wirthschaftlichen Unternehmens, sie Erschütterungen preiszugeben, die wieder im Suchen und Hasten nach allen möglichen neuen Steuerprojekten sich äußern und zu fortwährenden Beunruhigungen großer und wichtiger Industriegebiete führen müssen, ganz abgesehen von der schnöden Interessenwirthschaft, die gerade mit der Eisenbahnverstaatlichung in die politische Welt und in das Parlament getragen ist. Die Erfahrungen haben diese Prophezeiungen denn auch vollauf bestätigt. — Herr Schramm hat also Recht mit seiner Warnung vor den übertriebenen auf die Leistungen der centralistischen Betriebsweise gesetzten Hoffnungen. Nun, dafür hat ihn Herr Bebel s. Zt. entsprechend abgerüffelt.

Meine Herren! Wir können jetzt schon eine ganze Reihe von Ursachen feststellen, die ein unvermeidliches wirthschaftliches Fiasko im Schooße bergen. Das ist erstens der staatliche Zuchthauszwang, aus Gründen der allgemeinen politischen Unzufriedenheit, zweitens die Vernichtung jeden Strebens und die Gleichmacherei hinsichtlich der Consumtion, drittens die Verspekulation mit der Centralisation der Betriebe. Dazu kommen aber noch verschiedene andere Momente, die wesentlich in der Unwirthschaftlichkeit ihren Grund haben, die ebenfalls scheint förmlich zur Regierungsmaxime erhoben zu werden. Und da ist es in erster Linie die Frage der Berufswahl, die bei Bebel wieder einmal das Herz mit dem Verstande davon laufen läßt. Er findet es unerträglich und entsetzlich grausam, daß, namentlich bei vollständiger Durchführung der centralistischen Productionsweise, durch die schematischen Handreichungen an der Maschine der Mensch geistig verflacht und abgestumpft werde, und er bramarbasirt daher S. 281:

„Nun liegen aber in jedem Menschen eine Reihe von Fähig„keiten und Trieben, die nur geweckt und entwickelt zu werden „brauchen; und die, in Bethätigung gesetzt, die schönsten Wirkungen „erzeugen und den Menschen erst zu einem wahren vollen Menschen

„machen. Diesem Abwechslungsbedürfniß zu genügen, dazu bietet, „wie sich noch weiter zeigen wird, die sociale Gesellschaft die voll„kommenste Gelegenheit. Die gewaltige Steigerung der Productions„kräfte ..... erleichtert aber auch die Erlernung der ver„schiedenen Handgriffe und Fertigkeiten."

Dieses Prognostikon erhärtet Bebel S. 289 dann noch besonders, indem er betont:

„Fühlt einer, daß er auf einem bestimmten Gebiete nicht zu „leisten vermag, was die anderen leisten, so wählt er sich ein „anderes, seinen Kräften und Fähigkeiten entsprechenderes Gebiet."

Man sieht: Bebel ist so gar nicht. Nach diesen Aussichten die er stellt, muß eigentlich, nur um nicht in den Geruch zu kommen ein langweiliger, stupider Patron zu sein, jedermann bemüht sein, möglichst viele Handfertigkeiten sich anzueignen, Metzgerei und Buchdruckerei, Schlosserei und Malerei, Tischlerei und Maurerei, Bildhauerei und Zimmerei, Schmiederei und Frisirerei, und was weiß ich sonst alles für Berufe. Meine Herren! Schon die einfachste Betrachtung zeigt uns, daß es Unsinn ist, derartige Freiheiten zu gewähren; ich bin auch der Meinung, daß gar nicht so sehr viel Gebrauch von denselben gemacht werden wird, — aber welch' eine ungeheure Unwirthschaftlichkeit, welch' eine ungeheure Verschwendung an Zeit, tritt uns in solchen Absichten entgegen, mag der Vorschlag selbst so human sein wie immer er will. Berücksichtigen Sie doch, daß beim jedesmaligen Uebergang zu einem neuen Beruf eine Lehrzeit durchzumachen sein wird, während welcher die Productivität des Arbeiters, der in einem anderen Berufe eine volle, normale Arbeitsleistung zu vollbringen vermag, auf ein geringes reducirt wird! Und nun denken Sie, wenn, wie Bebel es ja ausdrücklich erstrebt, sich recht viele Menschen finden, die von einem Beruf zum andern flattern, welches Deficit in der Production dadurch entsteht! Bebel wird denn auch in diesem Punkte, allerdings nicht aus wirthschaftlichen Gründen, sondern aus Gründen der menschlichen Natur von anderen Socialdemokraten, wie beispielsweise von Bellamy, verleugnet. Derselbe schreibt S. 57 seines mehrfach erwähnten Romans:

„Wir finden, daß die Anzahl derjenigen, welche eine gewohnte „Beschäftigung um einer neuen willen aufzugeben oder alte Freunde „und Genossen gegen neue auszutauschen wünschen, gering ist. Es „sind nur die schlechteren Arbeiter, die solche Verände„rungen wählen, so oft unsere Vorschriften es gestatten."

Bellamy bekundet damit zweifelsohne eine richtigere Kenntniß der menschlichen Natur wie Bebel, der in seinen sowohl socialistisch wie demokratisch radikalen Fanatismus förmlich wüthend verrannt ist. Wir aber finden in dem Bebel'schen Prognostikon ein sehr wichtiges

Moment zur Beschleunigung des wirthschaftlichen Bankerotts des socialistischen Gemeinwesens.

Meine Herren! Ich will nun bei der weiteren Betrachtung der Unwirthschaftlichkeit, die in der socialisirten Gesellschaft einreißen muß, ganz absehen von den verlockenden Aussichten, die Bebel stellt hinsichtlich der Ausbildung der Jugend, des Beginns der Arbeitspflicht, der Pensionirung, der Errichtung von den wunderbarsten Palästen für Concert, Theater, Bibliothek u. s. w., für Gesellschaft, Bier- und Speisekonsum, für Gesundheitspflege u. s. w., ich will absehen von dem Bilde, welches er entwirft von dem Paradies, welches hier auf dieser häßlichen kalten Erde geschaffen werden wird durch die wunderbarsten Fortschritte speciell auf dem Gebiete der Elektricität, ich will mich beschränken zu betonen, daß Bebel es, unter Ausfällen auf unsere heutige Gesellschaftsform, indem er S. 279 sagt:

„alle solche Einrichtungen sind für die heutige Privatwirthschaft in „erster Linie eine Geldfrage, es heißt: kann das Geschäft sie tragen, „rentiren sie sich?"

für möglich hält, daß die ganze Welt in ein einziges, herrliches Eden verwandelt wird, daß die großen, ungesunden Städte werden verlassen werden und die Gesellschaft hinausströmen wird in den schönen Sonnenschein eines ungetrübten, seligen Landlebens. Er schreibt Seite 314:

„Sobald die Stadtbevölkerung durch die Um- und Aus- „gestaltung der Verkehrsmittel, der Productionseinrichtungen u. s. w. „die Möglichkeit hat alles, was sie an gewohnten Culturbedürf- „nissen besitzt, auf das Land zu übertragen, dort also ihre Museen, „Theater, Concertsäle, Lesezimmer, Bibliotheken, Gesellschaftslocale, „Bildungsanstalten u. s. w. wiederfindet, wird die Wanderung „beginnen."

Meine Herren! Sie lachen! In der That man muß lachen, wenn man hört, welcher Traumgebilde ein ernster Mann, der doch Herr Bebel ist, fähig ist. Ich möchte aber eine andere Seite aus diesem Gemälde hervorkehren und die Frage aufwerfen, ob jemals ein gleich hohes Maaß an Demagogie erreicht ist? Ist es jemals dagewesen, daß ein hervorragend begabter Mann zu solchen Bildern seine Zuflucht genommen hat, um für seine Partei Anhang zu gewinnen? Ist es jemals dagewesen, daß durch einen politischen Führer derartige Mittel angewendet worden wären, um den urtheilslosen Arbeiter von den ernsten, nächstliegenden Pflichten des täglichen Lebens abzuwenden und seinen Neid und Abscheu gegen als Bestehende, gegen alles von „immanenten Gesetzen" geleitete Traditionelle, gegen alles

Recht zu erregen, indem man ihn einlullt durch derartige berückende Zukunftsmusik? Wie kann Bebel es wagen, solche Zukunftsbilder zu entwickeln, wenn er, trotz bester Ueberzeugung, keinen Beweis zur Hand hat, daß es so kommen wird und muß; wenn er nur „glauben" kann, daß seine Ansicht ihn nicht trügt; wie kann er zu derartigen Phantasieleistungen gelangen, wo er, wie ich einleitend schon betonte, nur eine ganz untergeordnete subjective Ansicht vertritt, für welche der Verband der von ihm vertretenen Partei sich allerschönstens bedankt, irgend welche Verbindlichkeiten, irgend welche Engagements, zu übernehmen? **Das nenne ich Demagogie, das nenne ich einen Mangel an Gewissenhaftigkeit, das nenne ich eine Irreführung der Arbeiter und ein leichtfertiges Spielen mit dem Vertrauen ehrlicher Leute!**

Meine Herren! Bei dieser Sachlage der Situation kann man es dem Arbeiter ja gar nicht übel nehmen, wenn er, nicht Socialdemokrat wird, aber doch socialdemokratisch wählt. Wenn den Arbeitern eine derartige Zukunft prophezeit wird, wenn ihnen verheißen wird, daß sie bei diesem Wohlleben, das, an heutigen Verhältnissen gemessen, fürstlich genannt werden muß, nur etwa zwei Stunden täglich ohne Sonn- und Feiertage zu arbeiten brauchen, und wenn ihnen dabei sorgfältig verschwiegen wird, welche Knechtung in der äußeren Lebensfreiheit angewendet werden wird, — die Arbeiter müßten ja, um mit Herrn Miquel zu sprechen, „die größten Esel sein", würden sie keinen Socialdemokraten wählen. Nun, wir werden nicht versäumen, die Arbeiter über den wahren Werth der socialdemokratischen Zukunftsträume hinreichend aufzuklären ohne Rücksicht auf Anfeindungen allerlei Art, die ja nicht ausbleiben. Wir thun es nicht um unserer selbst willen, wahrhaftig nicht, denn Sie dürfen überzeugt sein: angenehm ist der Kampf im öffentlichen Leben nicht, — aber wir thun es um des Wohles von Volk und Vaterland willen.

Aber abgesehen von der in jenen Verheißungen liegenden Demagogie, und angenommen, daß Herr Bebel wirklich daran denkt, in der socialisirten Gesellschaft derartige Unternehmungen ins Werk zu setzen, daß er wirklich ernste Pläne offenbart, wenn er S. 300 schreibt:

> „So z. B. ist es nur eine Frage des Arbeitsaufwandes, um „die weiten Sandstrecken der Mark ..... in ein Eden „von Fruchtbarkeit zu verwandeln",

ich sage: angenommen, daß Herr Bebel wirklich daran denkt, alles das auszuführen, — welch' ein Abgrund unwirthschaftlichen Sinns thut sich da vor uns auf! Allerdings ist es nur eine Frage des „Arbeitsaufwandes" sagt Bebel. Nun, meine Herren, und da in der socialisirten Gesellschaft nur die Arbeitszeit Werthmaaß ist, so ist es also die Kostenfrage, die auch im socialdemokratischen Zu-

kunftsstaat bei den Unternehmungen entscheidend ins Gewicht fällt, die Frage: „kann das Geschäft sie tragen, rentiren sie sich?“

Meine Herren! Herr Bebel mag es ja vielleicht etwas leicht nehmen, derartige ins Ungeheure gehende Hoffnungen zu erwecken. Nun, an die Verwirklichung derselben müßte er aber herantreten, sobald der „Kladderadatsch“ da ist. Dann würde man verlangen: Nun schaffe uns, was du uns versprochen hast! Herr Bebel würde einfach gezwungen, nun die Suppe auszueſſen, die er sich eingebrockt hat, und dann würde er bald lernen, daß die Betonung der Socialisirung zum Zwecke der Vernichtung der Wirthschaftlichkeit der Weg zum sicheren Untergang, zum Ende mit Schrecken ist. Wir können uns gar keine Vorstellungen machen, wie viel tausende und abertausende von Arbeitskräften in solchen nutzlosen Unternehmungen absorbirt werden. Alle die Kräfte gehen der Production der zum Leben nothwendigen Konsumartikel natürlich verloren, wodurch also wiederum eine Steigerung der Arbeitszeit der in diesen Zweigen Beschäftigten nothwendig wird. Dadurch aber wird des einzelnen Individuums penibelstes Eigeninteresse in strickten Gegensatz gebracht zu den Interessen der Gesammtheit, und dieser Umstand wird zur Folge haben, daß weit weniger gemeinnützige Unternehmungen ins Werk gesetzt werden, wie dies heute bereits der Fall ist. Die Unzufriedenheit bekommt dadurch natürlich wieder neue, fette Nahrung. So wird es rasend abwärts gehen. Die Bedürfnisse werden geschmälert und immer mehr geschmälert werden müssen, bis sie schließlich nicht mehr befriedigt werden können; und sollte dann noch eine Krisis eintreten, dann, meine Herren, ist der Aufruhr da, dann ist die Anarchie ausgebrochen, dann ist ein Stadium erreicht, so fürchterlich, so voller Schrecken, daß ich meine Sprache nicht ausreichend empfinde, es auszumalen.

Bebel wiegt sich hinsichtlich der Krisen allerdings in Sicherheit, denn er sagt S. 285:

„daß Zeiten der Krisen und der Arbeitslosigkeit in der neuen Ge„sellschaft unmöglich sind.“

Aber die Krisen werden unabwendbar sein; Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, Vernichtungen der Ernten durch Frost, andauernde Dürre oder andauernde Nässe, Epidemien, alles das wird bei der größten Vorsicht und Ausbildung aller Zweige der Wissenschaft auch in der socialisirten Gesellschaft eintreten und sich um so furchtbarer äußern, als ja jedesmal der ganze Productionsplan über den Haufen geworfen wird und in den Ernährungsverhältnissen von Millionen von Menschen tiefe Erschütterungen eintreten.

Meine Herren! Hiermit glaube ich, soweit das im Rahmen dieses Vortrages überhaupt möglich ist, die „Nothwendigkeit des

wirthschaftlichen Bankerotts" des socialdemokratischen Staatswesens hinreichend nachgewiesen zu haben; ich kann mich daher jetzt befassen mit der zweiten These:

Die Nothwendigkeit des geistigen Bankerotts.

Meine Herren! Aus dem bisher Gesagten dürften sich schon genügend Schlüsse ziehen lassen, wie es mit dem geistigen Leben in der socialisirten Gesellschaft bestellt sein wird: Rückschritt auf der ganzen Linie! Bezüglich des rein wissenschaftlichen Lebens habe ich ja schon erwähnt, welcher Argumente Bebel sich in seiner Beweisführung bedient; er sagt: es wäre eine Beleidigung zu behaupten, daß Robert Koch seinen Cholera-Bacillus nur des Geldgewinnes halber entdeckt habe.

Daß Bebel doch immer ins Extreme schießen muß! Daß diejenigen Männer, die ganz hervorragende Talente für irgend ein Gebiet der Wissenschaft besitzen, diese Talente fruktificiren auch in der künftigen Gesellschaft des Herrn Bebel, wird niemand bestreiten; aber erstens sind das nicht so sehr viel Menschen, kaum einer von je 1000, und zum zweiten ist es Widersinn zu behaupten, daß die Gelehrten unter den ihnen oktroyirten Lebensverhältnissen genau dasselbe leisten werden wie in der heutigen Gesellschaft, in welcher sie sich ihre äußeren Lebensverhältnisse ganz nach ihrem individuellen Geschmack gestalten. Doch man höre, wie Bebel sich S. 284 über diese Frage vernehmen läßt:

„Nun, die künftige Gesellschaft wird diese Grundlage haben,
„sie wird Gelehrte und Künstler jeder Art und in ungezählter
„Menge besitzen, aber jeder derselben wird einen Theil des
„Tages physisch arbeiten und in der übrigen Zeit nach Ge-
„schmack seinen Studien und Künsten und geselligem Umgang
„obliegen."

Wie verkennt Herr Bebel doch die menschliche Natur! Meine Herren! Nehmen Sie einmal an, unsere großen Gelehrten der Medicin, unsere Künstler, unsere Geschichtsforscher und Nationalökonomen, kurz alle diese Geister „von Gottes Gnaden" würden gezwungen werden, täglich zunächst, ich will mal sagen einige Stunden, in einem Steinbruch oder vor dem Hochofen in schwerer körperlicher Arbeit thätig zu sein, — glauben Sie, daß aus ihrer Wissenschaft und Kunst dann noch viel werden könnte? Ich glaub's nicht! Gewiß werden diese Männer ihre freie Zeit mit Betrachtungen auf ihrem Lieblingsgebiet zubringen; aber dabei werden sie keine Forscher, keine wissenschaftlichen Autoritäten, die im Stande wären, die wissenschaftliche Erkenntniß weiter auszubauen. Es ist das genau so, als wenn Sie heutigen Tages einen Privatmann nehmen, der irgend einer

Liebhaberei huldigt. Er wird es auf seinem Gebiete ja zu ganz netten Kenntnissen bringen, die weit überragen das durchschnittliche Wissen, das man bei gut gebildeten Leuten voraussetzt, aber deshalb ist dieser gute Herr doch noch lange kein Gelehrter, keine Capacität, auf den die Wissenschaft sich stützen könnte als einen Mann, der den Fortschritt der Wissenschaft verbürgt! Das Geistesleben würde also vor eine Schranke gerathen; ja noch mehr, diese Schranke würde, sobald die Uebergangsperiode überstanden ist, gar nicht mehr erreicht werden, da ja niemand zur vollen Erkenntniß der Wissenschaft sich durchringen kann. Und diese Unkenntniß auf den Gebieten der Wissenschaft würde sich furchtbar rächen. Bebel träumt von großartigen Fortschritten namentlich auf dem Gebiete der Elektrotechnik, — er wird getäuscht sein. Die geistigen Kräfte werden aussterben, und in allen Industrien, in allen Produktionszweigen wird ein rapider Rückgang eintreten, der den nothwendigen wirthschaftlichen Bankerott. von dem ich gesprochen, nur noch beschleunigen wird.

Wie wird es aber, abgesehen von der reinen Wissenschaft, im Uebrigen mit der Pflege des geistigen Lebens bestellt sein? Lassen wir es uns sagen von Bebel, der S. 333 folgende, liebliche Perspektion eröffnet:

„Mit allen den erwähnten Veränderungen im socialen Leben „wird natürlich auch die gesammte literarische Produktion ein „gründlich verändertes Angesicht zeigen. Die theologische Lite„ratur, die in dem jährlichen Verzeichniß der literarischen Er„scheinungen die größte Nummernzahl aufweist, scheidet mit der „juristischen vollkommen aus; alle Erzeugnisse, die sich auf den „Tageskampf über staatliche Institutionen beziehen, gleichfalls, weil „alle diese Institutionen verschwunden sind. Die bezüglichen Studien „werden nunmehr nur noch culturgeschichtliche sein. Die Menge „seichter literarischer Produkte, als Zeichen verdorbenen Geschmacks, „und oft nur ermöglicht durch Opfer, welche die Eitelkeit des Autors „bringt, fällt weg. Mann kann schon vom Standpunkt unserer „heutigen Verhältnisse ohne Uebertreibung sagen, daß mindestens „vier Fünftel aller literarischen Erzeugnisse vom Markt „verschwinden dürften, ohne daß ein einziges Culturinteresse „darunter litte. So groß ist die Masse oberflächlicher oder schäd„licher Produkte und offenbaren Schundes. Die Belletristik und „das Zeitungswesen werden in dem gleichen Maaße getroffen".

Meine Herren! Man ist starr vor Staunen und Entsetzen ob dieser fürchterlichsten aller Zustände, die Bebel hier so wohlgemuth entrollt. Gegen diesen pechschwarzen Reactionär Bebel war Metternich ja der radikalste Freiheitsmann!

Dieser Zustand aber ist unausbleiblich, denn alle Buchhandlungen, alle Buchdruckereien sind ja im Besitze des Staates oder der „Gesell-

schaft" und wenn ich einen Zeitungsartikel oder ein Buch geschrieben habe, das den Herren von der „Centralverwaltung" nicht paßt, dann werden sie einfach sagen: Nein, mein lieber Federkiel, dein Buch kann nicht gedruckt werden, das ist „offenbarer Schund". Meine Herren! Was hätte wohl aus dem Bebel'schen Buche werden sollen, wenn heute die Behörden eine derartige Censurgewalt hätten! Bebel tröstet sich allerdings mit der Ansicht, daß ein „Regierungs"-, ein „Gewalt"-System in der künftigen Gesellschaft unmöglich sei, kein Mensch habe ein Interesse daran, einen dritten zu vergewaltigen, das sei durch die „breiteste demokratische Grundlage" verhütet, auf der das Gemeinwesen aufgebaut sei. Nun, ich habe ja schon genügend nachgewiesen, daß nur die Begabten vermöge ihres Talents und ihres Ehrgeizes in die leitenden Staatsstellen eintreten, daß Ringe sich bilden und Diktatur-Verhältnisse sich herausschälen werden. Deshalb ist es auch vollständig gegenstandslos, wenn Bebel S. 334 mit Bezug auf die Lage des Schriftstellers im Zukunftsstaat sagt:

„Er hängt jetzt nicht von der Gunst des Buchhändlers, dem „Geldinteresse, dem Vorurtheil ab, sondern von der Beurtheilung von Sachverständigen, die er selbst mit bestimmt, und gegen „deren ihm nicht zusagende Entscheidung er jederzeit an die Gesammtheit appelliren kann".

Diese „Sachverständigen" werden schon nicht anders urtheilen, als sie im schuldigen Aufblick „nach Oben" müssen.

Haben nun die „Sachverständigen" dem Produkte eines Schriftstellers den Blick in die stillen Tiefen des Papierkorbes eröffnet, dann soll er, der Schriftsteller, „an die Gesammtheit appelliren" können. Also Volksabstimmung wegen jeden Zeitungsartikels oder jeder kleinen Broschüre! Und wenn nun die Entscheidung des vox populi gegen die der Herren „Sachverständigen" ausfällt, dann wird der ganze Verwaltungsapparat über den Haufen geworfen, denn in einem so ideal demokratisch construirten Staat wie dem des Herrn Bebel werden die an der „Entscheidung" betheiligten Herren, und diese Herren werden sich identificiren mit dem ganzen herrschenden System, doch constitutionell genug sein dem souveränen Volke ihre Demission anzuzeigen! Und dann, um mit Bismarck zu reden, geht „der Wahlschwindel los".

Meine Herren! Ich will nun aber nicht allzu hart mit Herrn Bebel ins Gericht gehen und bekennen, daß ich allerdings der Meinung bin, daß wegen kleinerer literarischer Produkte, die gerade in der socialisirten Gesellschaft nach Miriaden zählen werden, wegen Zeitungsartikel und dergleichen gar nicht so viel Aufhebens gemacht werden wird. Nein! Ich denke mir vielmehr, daß, wenn irgend ein unruhiger Querkopf einen scharfen oppositionellen Artikel geschrieben hat, man ihn aufnehmen wird; aber nur in denjenigen Exemplaren der Staats-

zeitung, — denn in der socialdemokratischen Zukunftsgesellschaft wird es nur eine Zeitung geben, den allgemeinen Staatsanzeiger, — die in der Gemeinde verbreitet werden, in der der Skribent seinen Wohnsitz hat. Denn was will er machen: Telephon, Telegraph, Post, Eisenbahn, Zeitungswesen, Buchhandel, alle diese Mittel, mit deren Hülfe er sich überzeugen kann, ob seine Schrift auch im ganzen Staat jedem Genossen zugestellt ist, befinden sich ja in Händen des Staats, und die Leitung wird schon Mittel und Wege finden, ihm eine Controlle über das Schicksal seines Lieblings unmöglich zu machen.

Also, meine Herren, es ist die alte Wahrheit, die uns jedes Blatt in der Geschichte zeigt, eine Wahrheit, die namentlich in der socialisirten Gesellschaft handgreiflich sein wird, daß überall dort, wo rohe Gewalt herrschte, auch Hinterlist und Niedertracht ihre Orgien feierten. Denn jede Macht, jede Gewalt hat vermöge der Tendenz, sich zu äußern, die Neigung zu Ungerechtigkeiten; und wo die Verübung von Ungerechtigkeiten eine Naturnothwendigkeit ist, da ist man auch in der Wahl der Mittel sehr bald jeglicher Skrupel entblößt. Studiren Sie die Geschichte der Inquisition, da haben Sie Beweismaterial, wohin die privilegirte Gewalt führt. Aber weiter. Welche Nichtachtung der Bevölkerung drückt sich darin aus, daß einige wenige „Sachverständige" entscheiden sollen, was gut und nützlich für das Volk zu lesen ist! Herr Bebel sagt, daß heute lediglich das Geldinteresse des Buchhändlers entscheidet. Das ist vollkommen richtig, aber nur im guten Sinne; denn gerade das Geldinteresse wird den Verleger in den meisten Fällen nöthigen, den Verlag der ihm angebotenen Schrift zu übernehmen. Damit ist aber allen Betheiligten gedient, dem Verleger selbst, dem Autor und dem Publikum. **Die freie Concurrenz ist, wenn irgendwo, eine Naturnothwendigkeit auf dem Gebiete des geistigen Lebens, und jede Knechtung oder Fesselung geistigen Lebens ist von verhängnißvollem Uebel.** — Deshalb sind wir Freisinnigen ja auch gegen Ausnahmegesetze gegen die Socialdemokratie. Eine jede Meinung hat das Recht, vertreten zu werden, und deshalb verlangen wir Freiheit zur Aussprache darüber nicht nur jetzt, innerhalb unserer heutigen Gesellschaftsordnung, wo wir damit im Namen des Rechts und der Gerechtigkeit gegen jede rohe Vergewaltigung der Socialdemokratie entschieden Front machen, wir verlangen diese Freiheit aber auch in der socialisirten Gesellschaft des Herrn Bebel unbekümmert darum, ob damit der „Central-Verwaltung" ein Dienst erwiesen wird oder nicht. Und schließlich in letzter Hinsicht, darf man doch auch dem Publikum schon zutrauen, daß es diejenige Literatur für sich wählt, die ihm zusagt, ohne der Gefahr entgegenzulaufen, daß es sich von irgend einem Sanguiniker nun gleich zu höllischen Teufelsthaten verführen läßt.

Meine Herren! Ich habe mich aber noch weiter zu beschäftigen

mit jenem Citat. Bebel spricht in demselben nämlich auch sehr gelassen aus:

„Die theologische Literatur . . . . . scheidet . . . . . vollkommen aus".

Da haben Sie die socialdemokratische „Toleranz" in ihrer wirklichen Gestalt. Wo bleibt da der socialdemokratische Grundsatz: „Religion ist Privatsache"? Ich halte diesen Grundsatz für sehr vernünftig und richtig, denn es ist des Menschen allerinternste Privatangelegenheit, wie er sich zu seinem Gott stellen und sich mit ihm beschäftigen will. Darum bin ich auch der Meinung, daß Staat und Kirche strikte von einander getrennt werden sollen, denn ebensowenig, wie man von einem „christlichen Staat" sprechen, wie man behaupten kann, unser Staat sei ein „christlicher", ebensowenig gehören Staat und Kirche zusammen. Dies gilt ganz besonders von Deutschland mit seiner confessionell gemischten Bevölkerung. Bei dieser Verquickung zweier heterogenen Gewalten, deren eine lediglich äußere rechtliche Lebensbeziehungen berührt, während die andere sich nur mit dem Gemüthsleben des Individuums befaßt, ist es denn ja auch gar nicht zu vermeiden, daß eben weiter nichts als die Macht der Staatsgewalt zu Gunsten hierarchischer Bestrebungen ausgenützt wird auf Kosten der Gewissensfreiheit; das zeigt uns mit erschreckender Deutlichkeit die Maßregelung des Rostocker Pfarrers Müller, trotzdem seine ganze Gemeinde einmüthig für ihn eingetreten ist. Die Degradation der Staatsgewalt zu den gewöhnlichsten Bütteldiensten hat aber auch sittliche Gefahren im Gefolge. Oder finden Sie es besonders sittlich, daß die Kirche sich vom Staat Steuern beitreiben läßt von Leuten, die gar nichts mit der Kirche zu thun haben wollen, und wo der Schein des Rechtens nur darin gefunden wird, daß die Eltern diese Leute, als sie kleine, schwache Wesen ohne Willensmeinung waren, nach dem Rituell der betreffenden Religionsgemeinschaft haben taufen lassen, eine kirchliche Leistung, für welche s. Z. die Gegenleistung durch Entrichtung der Gebühren, — denn die Kirche macht nichts für umsonst lediglich zum höheren Ruhm Gottes — prompt erfolgt ist? Man löse also die Kirche von der Staatsgewalt los und mache sie zu einer rein privaten Vereinigung, was sie ja in Wirklichkeit ist, genau, wie unser politischer Parteiverband. Meine Herren! Denkt denn die Regierung daran, den Staatssäckel und die Autorität der Staatsgewalt zu engagiren zu Gunsten der Anstellung von Parteisecretären der freisinnigen Volkspartei zur Belehrung und Aufklärung des Volks? Das fällt ihr gar nicht ein, und das ist recht. Wir wollen gar keine Protektion, sondern wir wollen uns in saurem, ehrlichem Kampf durch opferbereites Zusammenschließen unsere freiheitlichen Güter erringen, weil wir uns sagen, daß nur solche Güter einen dauernden Werth haben, deren Besitz einem Mühe und Arbeit gekostet hat und für welche man fähig gewesen ist Opfer zu bringen.

Friedrich-Ebert-Stiftung Bonn Bibliothek

Meine Herren! Wir wollen also die Freiheit des Individuums, die Gewissensfreiheit gewahrt wissen gegenüber der vom Staat geführten Gewalt des Kirchenregiments. Es ist das „Recht zum Unglauben", das jedermann für sich in Anspruch nehmen kann. Aber, meine Herren, dem gegenüber soll und muß auch betont werden das Recht zum Glauben. Der Glaube wird bestehen so lange die Welt besteht, darüber wollen wir uns gar keinen Täuschungen hingeben. Ob das nun in mehr oder minder pietistischer Weise, ob das in dieser oder jener Confession der Fall sein wird, genug, der Gottesglaube wird unvertilgbar sein, denn die Naturwissenschaft kann wohl die Entwickelung der Formen, nicht aber die Entstehung der ewigen Materie nachweisen. Und nun will man dem Menschenherzen, das Verlangen trägt nach geistiger Nahrung über diejenigen Fragen und Zweifel, die ihm Sorge und Unruhe bereiten, den Trost verweigern, nach dem es begehrt? Man will roh und frivol vielleicht entgegnen: Geh weg, und sei kein Narr, „den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen"? Meine Herren! Das mache ich der Socialdemokratie sehr zum Vorwurf, daß sie glaubt sich mit souveräner Verachtung hinwegsetzen zu können über die religiösen Empfindungen der Menschheit. Man kann ein radikal freidenkender, und dabei guter und braver Mann von tiefem Gemüth sein, — **aber wer glaubt, über die berechtigten Gefühle anderer frivole Scherze sich erlauben, spotten zu dürfen, wer glaubt, durch kalte und grausame Verneinung des Verlangens nach theologischem Zuspruch, sei es durch die Person oder durch Schrift, das religiöse Empfinden eines Volkes mit Gewalt totschlagen zu können, der begeht ein Verbrechen an diesem Volke und bringt es zur Verzweiflung mit sich selbst.**

Meine Herren! Wie kann es auch anders sein! Die colossale Machtfülle, welche die Leitung des socialdemokratischen Zukunftsstaats in ihren Händen haben wird, muß zur Degeneration führen; **sie muß zu einer Degeneration in einer solchen Ausdehnung führen, daß durch die absolute Unfähigkeit gerecht zu sein, sie im kalten Morde jeden geistigen Lebens ihren höchsten Triumph begehen wird.**

Und nun lassen Sie mich noch einen kurzen Blick werfen auf die dritte und letzte These:

Die Nothwendigkeit des sittlichen Bankerotts.

Meine Herren! Daß in einem Gemeinwesen, wo rohe Gewalt sich anmaßt alles zu leiten, wo keinerlei freies, selbständiges Leben sein wird, die Stellung der Frau eine überaus traurige sein wird, bedarf keines Beweises. Jede Verrohung nicht nur, sondern auch jede Abstumpfung des Geistes findet ihren Ausdruck in der Verwirrung der sittlichen Begriffe; und im Bereiche des Sittlichkeitsgebietes hat jedesmal die Frau die Rechnung zu tragen.

Vergegenwärtigen Sie sich das socialdemokratische Zukunftsgebilde: Die ganze Welt, allerdings nach Staaten gesondert, wird ein einziger großer Industriebetrieb. Es besteht die Arbeitspflicht aller ohne Unterschied des Geschlechts, Freizügigkeit wird aufgehoben und jedermann commandirt zur Arbeitsverrichtung dorthin, wo gerade Mangel an Arbeitskräften besteht. Meine Herren, es ist ja nur logisch, wenn bei solchen Verhältnissen eingestanden wird, daß ein Familienleben im heutigen Sinne in der socialistischen Gesellschaft nicht bestehen wird. Es ist aber auch nur logisch, daß bei solchen Verhältnissen das Vaterrecht aufgehoben werden wird und zum Mutterrecht zurückgekehrt werden muß, ähnlich, wie es 1000 Jahre v. Chr. in den Gentes geherrscht hat. Bebel sagt ja auch S. 343:

„Der Socialismus . . . . . stellt nur auf höherer Kultur-
„stufe und unter neuen gesellschaftlichen Formen her, was auf pri-
„mitiver Kulturstufe, und ehe das Privateigenthum die Gesellschaft
„beherrschte, allgemein Geltung war."

Die Ehe der Zukunft ist nach Bebel:

„ein Privatvertrag, ohne Dazwischentreten eines Funktionärs."

Meine Herren! Welcher Wahn! Bebel glaubt, daß es möglich sei die heutige civilisirte Menschheit in gesellschaftliche Formen einer „primitiven Kulturstufe" pressen zu können, ohne daß die nothwendige Folge sein wird, daß die Menschheit auch total auf den Kulturgrad jener Epoche herabsinken wird! — Welches werden nun die Folgen sein in einem Gemeinwesen, dessen Gründung lediglich von der Begierde herbeigeführt wurde, von dem Trachten nach „Gleichheit im Genuß"? Welches werden die Folgen sein, da jede bessere Regung des Menschen, wie sie in der Elternpflicht zum Ausdruck kommt, nicht gekannt wird, da die Kinder den Eltern fortgenommen und in Erziehungsanstalten gesteckt werden? Welches werden die Folgen sein? Nun, wo in dieser Hinsicht jedes Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl erstickt ist, da hört auch jede Ehrenhaftigkeit der Gesinnung auf und die Frau sinkt zum einfachen Genußobject herab. Und der Verlust der Achtung vor der Frau wird beim Manne auch den Verlust der Achtung vor sich selbst zur Folge haben, die Menschheit wird in einen wilden Sinnestaumel verfallen, die Genußsucht wird zur raffinirtesten Ausbildung gelangen und schließlich die Menschheit zum stumpfsinnigen viehischen Dahinlaufen erniedrigen. Das wird die Folge sein, wenn man jeden besseren Trieb im Menschen ertötet, wenn als einziger Lebenszweck der Genuß dem Menschen voranleuchtet. Keine Ideale wirds mehr geben, nichts Edles, Hehres; nur im Schlamm des Trivialen wird die Menschheit sich wohl fühlen, so wohl, daß es genügend Trost für das Individuum ist, wenn Ausschweifung und Sinnesrausch es dem Tod entgegeführt: gelebt zu haben! —

Bebel selbst rechnet ja auch schon mit der Möglichkeit einer Uebervölkerung. Und welches Mittel empfiehlt er? Er nennt es S. 360:

„Daß man durch Strafen irgend welcher Art diese oder andere „gemeinschädliche Unenthaltsamkeit unterdrücken würde".

Das ist der würdige Schlußstein im Bebel'schen Zukunftsgebäude: Behördliche Regulirung des menschlichen Fortpflanzungstriebes, womit dann das Menschengeschlecht auch äußerlich mit dem Vieh auf eine Stufe gestellt wird. Trotzdem schwingt Bebel sich aber stolz auf zu der pomphaften Phrase:

„Der Socialismus ist die mit klarem Bewußtsein und voller „Erkenntniß auf alle Gebiete menschlicher Thätigkeit angewandte „Wissenschaft."

Meine Herren! Ich denke, wir sind uns über den Werth dieser „Wissenschaft" hinreichend klar geworden. Ich kann daher meine Kritik füglich beenden. Gestatten Sie mir nur noch eine kurze

Schlußbetrachtung.

Der Grundirrthum Bebels besteht, wie wir gesehen haben, in seiner wirthschaftlichen Anschauung. Dieser Grundirrthum führt ihn logischerweise auch zu all den anderen von mir hervorgehobenen Fehlern. Nicht zum letzten ist von ungeheurer Tragweite die Zertrümmerung des Familienlebens. Bebel ist eben, total im Gegensatz zu der heute geltenden Auffassung, daß jeder Einzelne seines eigenen Glückes Schmied sei, und daß es sich darum zu handeln hat, jeden einzelnen Bürger auf sich zu verweisen zu reger, pflichtgemäßer Entfaltung seiner moralischen und wirthschaftlichen Kräfte, um in der Gesammtheit zu zufriedenstellenden Verhältnissen zu gelangen, der Meinung, daß die Staatsgewalt jedem Einzelnen Glück und Segen bringen müsse und könne. Er drückt diese seine Ansicht S. 110 aus, indem er sagt:

„Daß das Wohl und Wehe der Person und der Familie „weit mehr von dem Zustand der öffentlichen und allgemeinen „Einrichtungen, als von den persönlichen Eigenschaften und „Handlungen des Einzelnen abhängt!

Es ist falsch in diesem Satz, von „weit mehr" zu reden, da Bebel ja den Begriff des Absoluten vertritt; es muß vielmehr nach Bebel'schem Begriff heißen „einzig und allein." Nun, wohin diese Auffassung führt, haben wir gehört: zum sicheren Untergang. Deshalb wenden wir uns gerade an die „persönlichen Eigenschaften" des „Einzelnen" und bemühen uns, die Gemüther abzuwenden von der schnöden Interessensucht

und Sonderbündelei, die sich zu unserem großen Bedauern in weiten Kreisen des Volkes eingenistet haben. Wir bemühen uns eine lebendige nationale Gesinnung zu wecken, wie sie allein freier Männer würdig ist, indem wir „den freisinnigen Ausbau Deutschlands" erstreben gemäß der Parole: für Wahrheit, Freiheit und Recht. Wir thun dies in der Erkenntniß, die schon Plato gehabt hat, der ja auch in dem bezüglichen Ausspruch S. 233 von Bebel citirt wird:

„Ein Staat, in dem Klassen bestehen, ist nicht einer, „sondern zwei."

Wir thun es im Namen der Gerechtigkeit, denn unser deutsches Volk hat bewiesen, daß es Anspruch darauf hat, als mündig betrachtet zu werden. Wir thun es, weil der fortgeschrittene Geist unserer Zeit eine fortgeschrittene Gesetzgebung erheischt, denn

„die Kulturentwickelung der Völker schießt keine Böcke und „macht keine falschen Zirkelschlüsse, sondern sie vollzieht sich nach „immanenten Gesetzen".

Wir thun es endlich, weil es weder klug noch gerecht, noch human ist, gegen Andersdenkende mit brutaler Gewalt vorzugehen, daß ist vielmehr, wenn uns wirklich der innere Friede von Volk und Vaterland am Herzen liegt, nothwendig ist, die falschen Anschauungen unserer Zeit innerlich zu überwinden. Denn wo die bessere Erkenntniß noch nicht erreicht ist, wird der Polizeiknittel sie ganz gewiß nicht herbeiführen.

Meine Herren! So lassen Sie uns alle einmüthig zusammenstehen. Bebel sagt S. 351:

„Ein Volk lernt von dem andern, eins sucht dem andern „im Wettstreit zuvorzukommen."

Eigentlich ist es sonderbar, daß dieser radikale Socialist Bebel im Nationalitätsbewußtsein eine derartige mächtig culturfördernde Triebfeder erblickt die auf das Individuum zurückgeführt, ja weiter nichts ist als der so sehr verketzerte individualistische Trieb der Selbsterhaltung. Nun, meine Herren, an diesen Eifer appelire ich, an diesen Eifer, der sich nach dem Streben des höchsten menschlichen Gutes, der Freiheit, bewahrheiten soll.

Wir leben gegenwärtig in einer Zeit großer Erinnerungen. Ich gestehe, es ist erhebend, sich zu vergegenwärtigen, welche große Thaten vor 25 Jahren vollbracht sind. Wichtiger aber als dieses dürfte sein eine Betrachtung über das was erreicht ist, nämlich: unser einiges deutsches Vaterland.

Meine Herren! Diesen Besitz zu erringen, war schwer, schwerer erscheint aber die auf unseren Schultern lastende Pflicht, diesen Besitz nun auch zu bewahren. Leider aber zerklüften Partikularismus und Selbstsucht den deutschen Einheitsgedanken, zersetzende Erscheinungen, die auch nur deshalb möglich geworden sind, weil die Hoffnungen des Volkes, daß nach der Einheit die Freiheit kommen werde, getäuscht sind und so dem Sieger die Palme vorenthalten ist. Diese Palme gilt es zu erringen, und für diesen Kampf gilt es Mitstreiter zu werben. In dieser Richtung möge sich Ihr Eifer entfalten, dann dürfen wir einer schönen Zukunft froh entgegensehen, einer Zukunft zufriedenen Staatslebens und einer erfolgreichen Förderung der auf uns ruhenden Culturaufgaben, einer Zukunft, in der man mit wirklicher Berechtigung in die Geibel'sche Jubelhymne einstimmen kann:

„Nun laßt die Glocken von Thurm zu Thurm
durchs Land frohlocken im Jubelsturm".

Bibliothek der FES
1123853